

Jobst C. Knigge

100 Jahre Fritz-Schumacher-Siedlung in Hamburg

Berlin 2016

Inhaltsverzeichnis

Einleitung.....	7
Die Ausgangslage.....	9
Schumacher in Hamburg.....	9
Der Beschluss zur Kleinhaussiedlung.....	11
Das Gelände.....	13
Billigbauweise.....	16
Farbgebung.....	21
Die Gärten.....	23
Die Erbpächter.....	25
Auswahl der Bewerber.....	26
Zentrum – Einkaufsmöglichkeiten.....	28
Verkehrsverbindungen.....	30
Die Siedlergemeinschaft.....	32
Die Satzung der Siedlergemeinschaft.....	35
Nachbarschaft – Untersuchung Klages.....	36
Die Verwaltung	39
Der „Börner“	40
Baumängel.....	42
Untersuchung Hahn.....	45
Die Schule.....	46
Der Bildungsausschuss.....	55
Gemeinschaftsgrün.....	58

Soziale Aufgaben.....	58
Die NS-Zeit.....	58
Die SS-Kaserne.....	63
Die Badeanstalt.....	64
Der Krieg.....	66
Die Kirche.....	67
Ist die Siedlung eine Gartenstadt?.....	68
Die „Gartenstadt Bockelsberg“ in Lüneburg.....	78
Langenhorn nach dem Zweiten Weltkrieg.....	78
Erneuerung und Denkmalpflege.....	81
Die neue Verwaltung.....	85
Zuletzt.....	86
Anhang.....	86
Literaturverzeichnis.....	97
Namensverzeichnis.....	100
Bildnachweis.....	102

Einleitung

Der Architekt und Stadtplaner Fritz Schumacher hat die Bau-Entwicklung und das Stadtbild Hamburgs in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts wie kein Anderer geprägt. Seine Spezialität waren die großen Staatsbauten, vor allem die insgesamt 31 von ihm geschaffenen Schulen, und die Großsiedlungen. Das Baumaterial war fast ausnahmslos der widerstandsfähige Klinker.

Eine Ausnahme in seinem Werk war die so genannte Kleinhaussiedlung Langenhorn, die später seinen Namen tragen sollte.¹ Die Gartenstadt-artige Siedlung war eine Notlösung für die Wohnungsnot, in der sich die Hansestadt unmittelbar nach dem Ersten Weltkrieg befand. Schumacher versuchte, das Beste mit den beschränkten Mitteln zu schaffen.

Verschiedene Werke und Untersuchungen haben sich in der Vergangenheit mit der Siedlung beschäftigt. Am fundamentalsten sind die beiden Bücher von Günter Wulf in den 80er Jahren – eines über das Werden der Anlage 1919-1921, das andere eine Chronik von 1920 bis 1996.

Ein anderes wichtiges Werk ist das von Georg Clasen: Die Hamburger Staats-siedlung Langenhorn und ihre Schule aus dem Jahr 1947. Helmut Warnke, ein ehemaliges Mitglied der KPD und später der Grünen, sieht in seinem eher politischen Buch „Der verratene Traum“ die Anlage vor allem als „Arbeitersiedlung“. Die Bewohner standen für ihn in einer „permanenten Konfrontation“ mit dem Besitzer, dem Hamburger Staat, und später mit dem Nationalsozialismus. Die „Arbeitersiedlung“ beendete ihr kurzes Leben mit der Zerschlagung des Widerstandes gegen das NS-Regime.²

Daneben gibt es einige Spezialuntersuchungen. Die erste war die des Arztes und Hygienikers Alfred Hahn aus dem Jahr 1920, als die Siedlung gerade fertig gestellt war und man noch nicht alle Auswirkungen feststellen konnte.

Der Soziologe Helmut Klages untersuchte Ende der 50er Jahre die Nachbarschaftsbeziehungen in der Siedlung. Sein Ergebnis war ein langsamer Zerfall des Gemeinschaftslebens.

¹ Der spätere Bundeskanzler Helmut Schmidt wohnte rund 50 Jahre bis zu seinem Tod nur wenige hundert Meter von der Siedlung. Er schrieb: „Mein Ideal war Fritz Schumacher. Wenn der Krieg nicht gekommen wäre, wäre ich Architekt geworden.“ (Jörg Magenau: Schmidt-Lenz. Geschichte einer Freundschaft, Hamburg 2014, S. 248).

² Helmut Warnke: Der verratene Traum, Hamburg 1983, S. 58 und S. 145.

Das vorliegende Buch nimmt das hundertjährige Bestehen der Siedlung zum Anlass, sich noch einmal zusammenfassend mit der Anlage zu beschäftigen. Neben den verschiedenen Publikationen zum Thema werden auch die Schriften Schumachers selbst ausgewertet.

Einen größeren Raum nehmen die Beziehung Schumachers zur Gartenstadt-Bewegung und die Frage ein, ob es sich bei Langenhorn um eine „echte“ Gartenstadt handelt. Ein weiteres Thema ist der Erhalt der Siedlung, die wegen der geringen Mittel von Anfang an mit zahlreichen Baumängeln behaftet war. Dabei geht es um den zeitweise geplanten Abbruch und die verschiedenen Etappen bis zur Sicherung unter Denkmalschutz. Zur besseren Anschaulichkeit wird das Werk von zahlreichen Bildern begleitet.

Mein Dank für Informationen und Anregungen geht an Prof. Dirk Schubert von der Schumacher-Gesellschaft, an Erwin Möller (Langenhorn Archiv), an Bernd Brunhöver (Genossenschaft der Fritz-Schumacher-Siedlung) und Herbert Körtner (Fritz-Schumacher-Schule).

Die Ausgangslage

Hamburg war bis zur Jahrhundertwende enorm gewachsen. Zwischen 1880 und 1914 verdoppelte sich die Einwohnerzahl. Hamburg wurde eine Millionenstadt. Die Industrialisierung führte zu Landflucht und einer enormen Zusammenballung von Menschenmassen in den Städten. Die bauliche Antwort waren meist „Mietskasernen“, die aus Gewinnstreben von privater Hand gebaut und betrieben wurden. Hamburg hatte mit Berlin und Breslau die größte Wohndichte.

1892 kam es zu einer großen Cholera-Epidemie. 17 000 Menschen erkrankten, die Hälfte starb an der Seuche. Die Wohnverhältnisse wurden mitverantwortlich gemacht. Berüchtigt waren die so genannten Hamburger Schlitzbauten, eine Hinterflügelbauweise mit licht- und luftlosen Wohnungen, bei der es um eine maximale Ausnützung des Grundstücks ging. Ein anderes Phänomen waren besonders große Wohnungen, die dann mehrfach untervermietet wurden.

Während des Ersten Weltkriegs ruhte fast die gesamte Bautätigkeit. In Hamburg wurde 1919 von rund 15 000 fehlenden Wohnungen gesprochen. Dies war teilweise auch eine Folge der großen Zahl von Eheschließungen, die von 1917 bis 1921 sprunghaft anstiegen. Auch gab es viele Flüchtlinge, die aus den Gebieten kamen, die der Versailler Vertrag vom deutschen Reichsgebiet abtrennt hatte.

Schumacher in Hamburg

Fritz Schumacher, geboren 1869 in Bremen, begann seine Karriere als Architekt und Stadtplaner in Leipzig und Dresden. 1909 trat er sein Amt als Leiter des Hamburger Bauwesens an. Er war 40 Jahre alt und hatte sich bereits einen Namen als Initiator einer neuzeitlichen Stilbewegung gemacht. Unter anderem hatte er sich 1907 an der Gründung des Deutschen Werkbundes beteiligt. Als er in Hamburg eintraf, brachte er Pläne für größere öffentliche Bauten mit. Bis 1914 schuf er das Tropeninstitut, die Hochschule für bildende Künste, das Johanneum, und er legte den Grundstein für das Museum für die hamburgische Geschichte. Er selbst schrieb: „Mein architektonisches Ziel war eine Neubele-

bung des norddeutschen Backsteinhauses in einer freien, historisch nicht gebundenen Form.“³

Weiter strebte er nach „einer Reform der Kleinwohnungen, die mehr als 85 % aller Hamburger Wohnungen umfasste und in Hamburg seit vielen Jahrzehnten in Form von vielgeschossigen Mietshäusern und engen Hinterflügeln licht- und luftlos zu vielen Tausenden trostlos erbaut wurden“. ⁴ Seinen Reformideen gab er in verschiedenen Schriften und Büchern Ausdruck, die er selbst als „Kampfschriften“ bezeichnete. ⁵

Schumacher behielt seinen Posten durch den Krieg. Als die Sozialdemokraten in Hamburg die Macht übernahmen, versteckte er nicht, dass er aus dem Bürgertum kam. Er selbst bezeichnete sich aber als Praktiker und als „unpolitisch“⁶, und er kam mit den Sozialdemokraten gut zurecht. Er schrieb rückblickend: „Als die Sozialdemokratie nach dem Weltkrieg die maßgebliche Macht des öffentlichen Lebens wurde, war das für viele Fragen meines Berufes, nämlich für alle Fragen des Städtebaus , keine Erschwerung, sondern eine Erleichterung.“⁷



Schumacher-Denkmal auf UKE-Gelände Hamburg

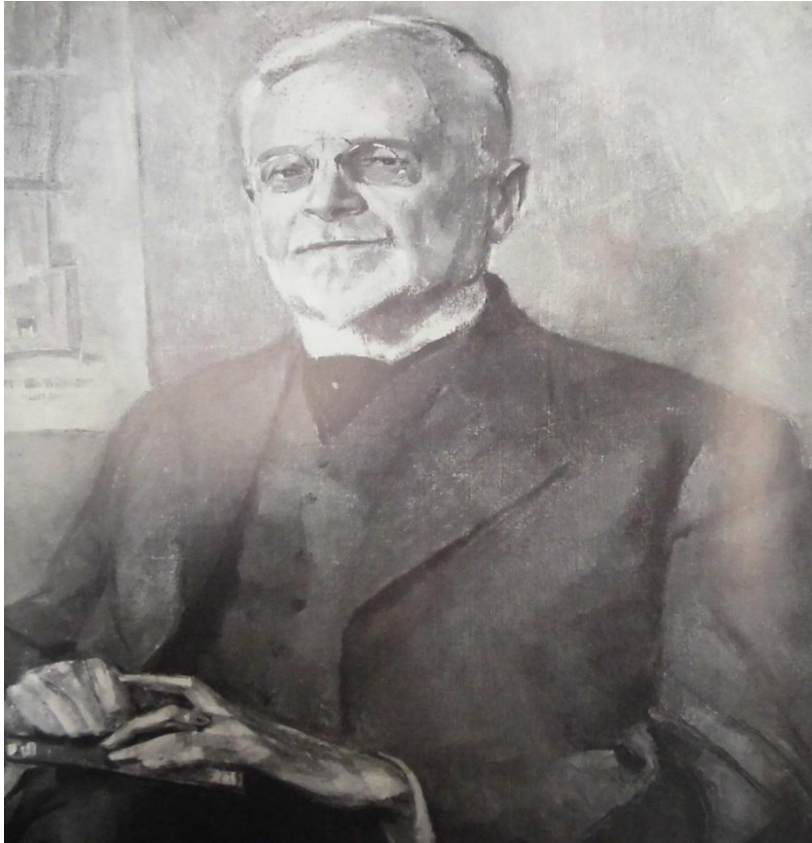
³ Zit. Erwin Ockert: Fritz Schumacher, Tübingen 1950, S. 4.

⁴ Ockert, Schumacher, S. 5.

⁵ So: Die Kleinwohnung (1916), Kulturpolitik (1919), Hamburger Wohnungspolitik von 1818 bis 1919, Das Werden einer Wohnstadt (1932).

⁶ Fritz Schumacher: Selbstgespräche, Hamburg 1949, S. 84.

⁷ Schumacher, Selbstgespräche, S. 86.



Porträt Schumachers aus dem Jahr 1944

Beschluss zur „Kleinhaussiedlung“

Noch während des Ersten Weltkriegs beschäftigte sich Schumacher mit der Konzeption einer, wie es damals hieß, Kleinhaussiedlung. Erste Zeichnungen stammen vom September 1918. Am 20. Dezember 1918 beschloss der Hamburger Senat ein Gesetz zur Förderung der Kleinwohnung.⁸ Der private Wohnungsbau hatte bis dahin zum großen Teil auf größere Wohnungen gesetzt, von denen dann Teile untervermietet werden konnten. 1910 hatte rund ein Viertel aller Hamburger Haushalte einen Einlogierer.⁹

Kurz nach Kriegsende wurde das Projekt einer neuen Arbeitersiedlung in Langenhorn konkret. Es gab viele junge Familien, aber auch Kriegsheimkehrer, die eine Wohnung suchten. Mit einer entsprechenden Privatinitiative war zu dieser Zeit nicht zu rechnen. So beschloss der mehrheitlich sozialdemokratisch-sozialistische Senat einzugreifen. Zuerst dachte man aber an eine Notlösung,

⁸ Fritz Schumacher: Das Hamburger Gesetz vom 20. Dezember 1918, betreffend die Förderung des Baus kleiner Wohnungen, in: Die Volkswohnung 1/1919.

⁹ Reformidee, S. 36.

eine Siedlung aus Barackenbauten. Schumacher schreibt: „Hamburg stand vor der Wahl angesichts der drohenden Wohnungsnot entweder eine große provisorische Barackenkolonie oder eine endgültige Siedlung in Behelfsweise zu bauen.“¹⁰ Der Stadtplaner überzeugte die Stadt, dass man auch mit geringen Mitteln etwas Solideres schaffen könne.

Die Bürgerschaft beschloss also am 7. Mai 1919 die Siedlung am äußersten nördlichen Rand der Stadt in einem noch ländlichen Gebiet zu bauen und beauftragte den Oberbaudirektor der Hansestadt mit dem Werk. Es war die erste staatlich finanzierte Siedlung in Hamburg. Das erste erhaltene Dokument von Schumacher bezüglich der Siedlung ist ein Ersuchen an die Baubehörden der Stadt vom 10. März 1919, die Erschließungskosten für Straßenbau, Wasser- und Stromleitungen zu ermitteln.¹¹ Das geschah nur vier Monate nach dem offiziellen Ende des Ersten Weltkrieges. Eile war geboten.

Schumacher schreibt: „Es ist bemerkenswert, dass die Möglichkeit zu einer solchen Anlage auf Hamburger Boden erst durch die ungewöhnlichen Befugnisse des neu geschaffenen ‚Wohnungskommissars‘ gegeben wurden. Der Staat besaß kein Land, das seiner Lage und Ausdehnung nach für den genannten Zweck benutzbar war, er musste, um es zu erlangen, von den neuen Rechten der Enteignung Gebrauch machen.“¹²

So wurde im Stadtteil Langenhorn, der erst 1911 in Hamburg eingemeindet worden war, Bauland von rund 100 Hektar für 2 Mark pro qm2 erworben. Geplant waren 850 Wohnungen vor allem für kinderreiche Arbeiterfamilien, Kriegsversehrte und Kriegsheimkehrer. Dafür wurden 23,5 Millionen Mark von der Stadt Hamburg zur Verfügung gestellt. 1920 wurden 14 Millionen Mark nachgeschossen. Schon 1923 wurden weitere 29 Millionen Mark für „die Erhaltung der Gebäude“ notwendig.

Zweidrittel sollten Reihenhäuser und ein Drittel Doppelhäuser sein, jeweils mit einer Wohnfläche zwischen 75 und 80 Quadratmetern. Die einzelnen Zimmer waren dementsprechend sehr klein. Der größte Raum war die Wohnküche.

Jede Wohnung sollte einen 650 Quadratmeter großen Garten erhalten. Die Gärten sollten auch der Selbstversorgung der Bewohner mit Obst und Gemüse

¹⁰ Fritz Schumacher : Hamburgs Wohnungspolitik 1918-1919, Hamburg 1919, S. 54.

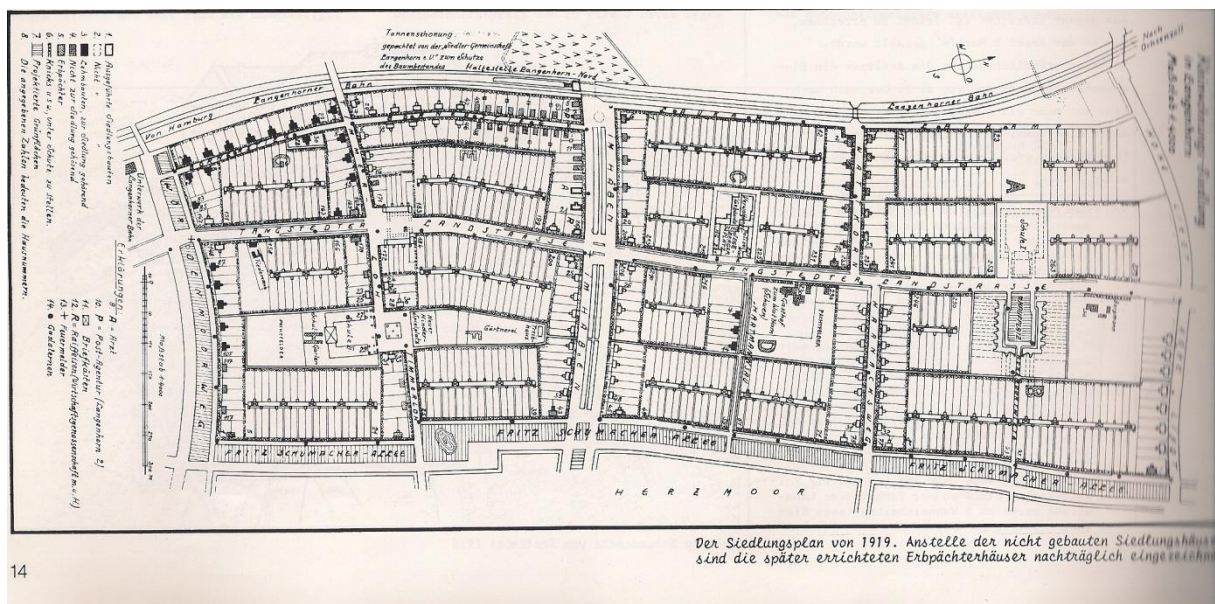
¹¹ Günter Wulff: Das Werden der Fritz- Schumacher- Siedlung 1919-1921, Hamburg 1986, S. 13.

¹² Fritz Schumacher: Das Werden einer Wohnstadt, Hamburg 1932, S. 75.

dienen. Vorgesehen war auch die Haltung von Nutztieren wie Geflügel und Kaninchen, selbst an Schafe, Ziegen und Schweine war gedacht, für die es einen Stall am Hinterhaus gab.

Auch wenn das äußere Bild einer „Gartenstadt“ ähnelt, war der Pragmatiker Schumacher kein Anhänger der idealistisch geprägten, aus England stammenden Gartenstadt-Bewegung. Für ihn kam diese Bauform für Hamburg nur als große Ausnahme in Frage. Er war kein Kritiker der Großstadt an sich, sondern wollte sie nur neustrukturieren und ihre offensichtlichen Mängel beseitigen.

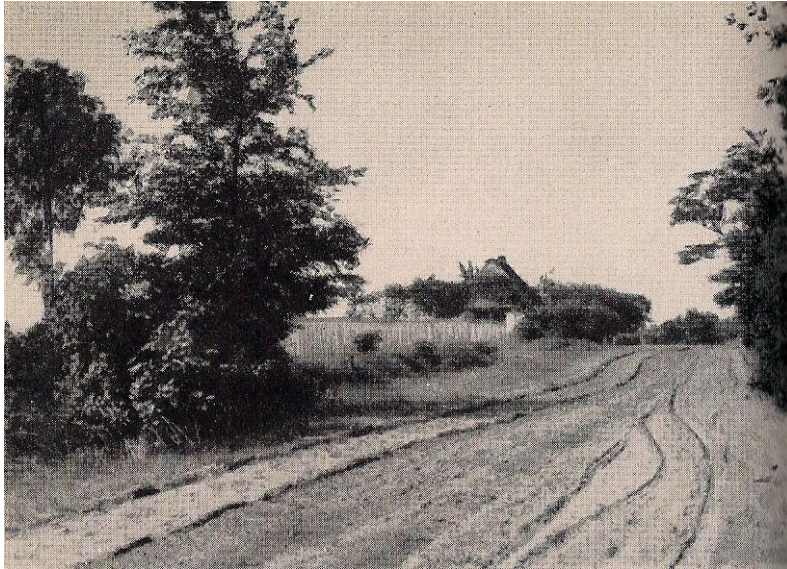
Es war das erste Mal, dass der Hamburger Staat als Geldgeber, Bauherr und Besitzer auftrat. Die Verwaltung übertrug er der Hamburger Heimstätten-Gemeinschaft. Der offizielle Name für das Projekt lautete: „Kleinhaussiedlung Langenhorn“. Erst später wurde sie in „Fritz-Schumacher-Siedlung“ umbenannt.



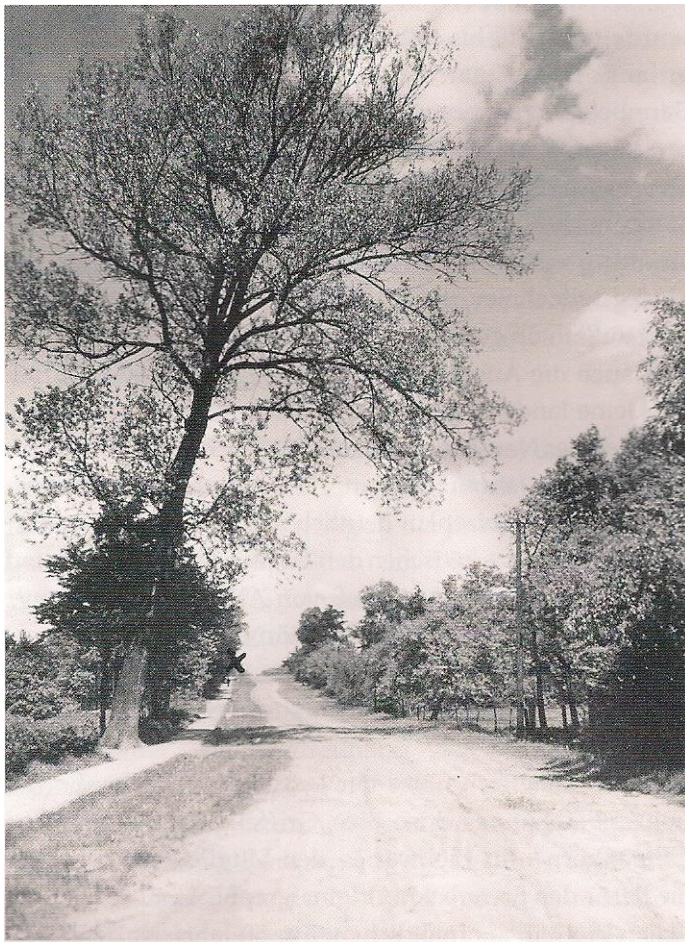
Der Siedlungsplan von 1919

Das Gelände

Die Wahl fiel auf ein Gelände am nördlichen Stadtrand von Hamburg in Langenhorn. Langenhorn war eine 1332 erstmals erwähnte Landgemeinde, damals noch auf Schleswig-Holsteiner Gebiet. Seit 1913 gehörte Langenhorn zu Hamburg. Das vorgesehene Terrain war 1,7 Kilometer lang und durchschnittlich 600 Meter breit auf beiden Seiten der Tangstedter Landstraße. Es wurde zum größten Teil durch den nach dem Krieg geschaffenen Wohnungskommissar enteig-



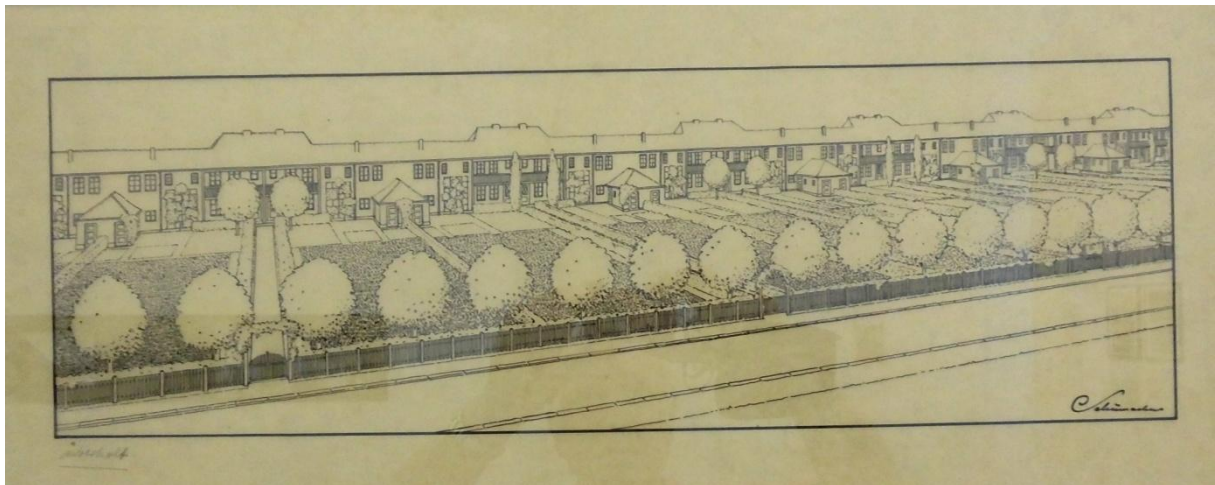
Tangstedter Landstraße zu Beginn 20. Jahrhundert



Tangstedter Landstraße kurz vor Baubeginn

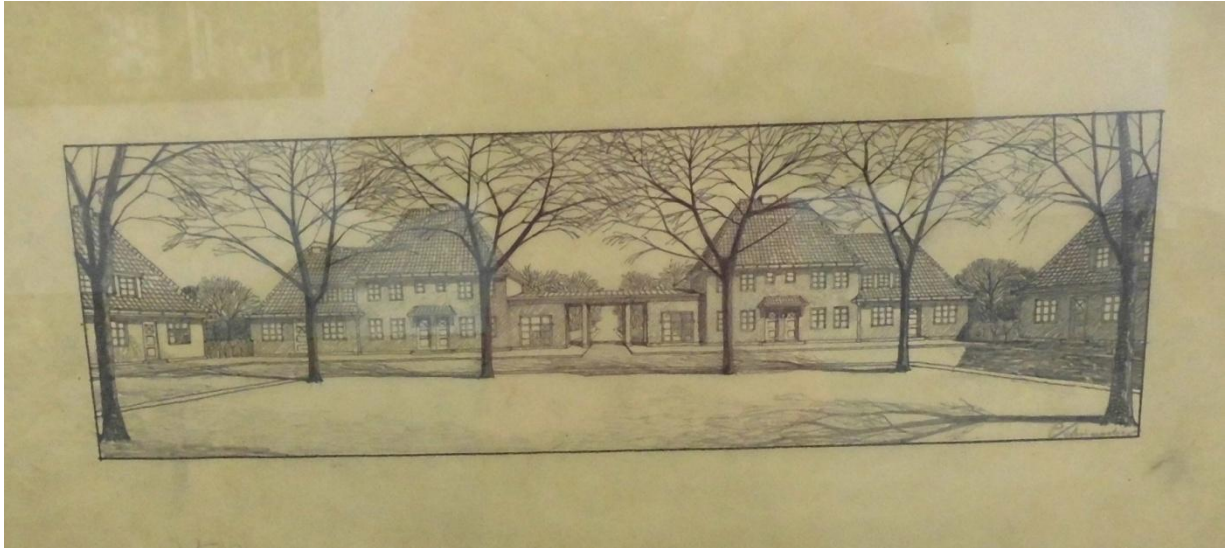
net. In der Regel wurden zwei Mark pro Quadratmeter gezahlt.¹³ Die einzige größere Straßenverbindung zur Stadt war die Tangstedter Landstraße. Damals war sie noch ein unbefestigter Sandweg. Clasen schreibt: „Fast wie ein Heide-
weg im Urzustand lag sie noch beim Kriegsschluss 1918 zwischen den Mooren rechts und links – dem Diekmoor im Westen, dem Hartsmoor, Wilden Moor und Raakmoor im Osten.“¹⁴ Es war eine Mischung aus Heide, Moor, Sumpf und Tannenwäldchen.

Am Nordrand befand sich eine etwa acht Meter hohe Sanddüne, die „Hohe Liedt“, die abgetragen wurde. Der Sand wurde über den teils sumpfigen und moorigen Untergrund des übrigen Gebietes verteilt. Die Siedlung war als Einheit außen nach zwei Seiten abgegrenzt - auf der nordwestlichen Seite der Bahndamm der Hochbahn, auf der nordöstlichen Seite das Moor. An den beiden anderen Seiten, besonders nach Süden blieb die Siedlung offen und damit frei für Vermischungen.



¹³ Wulff, Werden, S. 13.

¹⁴ Georg Clasen (Hg.): Die Hamburger Staatssiedlung Langenhorn und ihre Schule, Hamburg 1947, S. 6.



Planzeichnungen Schumachers

Billigbauweise

Schumacher gilt als der Architekt der soliden, dem nordischen Klima angepassten, widerstandsfähigen Backsteinarchitektur. Wegen der Geldknappheit musste er sich auf eine ausgesprochene Billigbauweise beschränken. Backsteine oder gar Klinker konnten wegen des Kohlemangels nicht gebrannt werden.

Alles Baumaterial war knapp. Ersatzwerkstoffe mussten herhalten. Statt Zement wurde oft Lehm verwandt. Lehm wurde teilweise direkt aus der ausgeschachteten Baugrube verwendet. Hohlräume wurden mit Torfmoos aus den nahegelegenen Mooren und Schlacken gefüllt. Munitionskisten dienten bei dem so genannten Sumpfblock als Fundament.¹⁵ Schumacher selbst: „Ich wagte es, in Langenhorn statt einer provisorischen Barackenstadt, die man eigentlich für einzig möglich hielt, eine endgültige Siedlung von 700 Häusern mit in der Not neu erfundenen Baumethoden zu errichten. Wir gossen die Platten und Steine teils mit Maschinen, teils mit der Hand auf der Baustelle selber...; ja als, schließlich die Zementbelieferung versagte, gingen wir sogar zum Lehmbau über.“¹⁶

Siedlungschronist Günter Wulff: Hier wurden „Häuser mit einfachsten Mitteln errichtet. ...Es wurde einmal mehr bewiesen, dass mit wenig Geld und guten

¹⁵ Tangstedter Landstraße 263-73.

¹⁶ Fritz Schumacher: Stufen des Lebens, Stuttgart 1949, S. 422.

Ideen ansprechende Familienheime geschaffen werden können.“¹⁷ Albert Gut schreibt: „Bei dem großen Mangel an Kohlen waren besonders solche Bauweisen wichtig, deren Baustoffe ohne Kohle hergestellt werden konnten. Die größte Bedeutung erlangten in dieser Beziehung vielleicht die verschiedenen Lehm-bauweisen, zu deren Erforschung und Erprobung die deutschen Gemeindeverwaltungen durch praktische Ausführungen wichtige Unterlagen lieferten.“¹⁸ Der frühere Hamburger Oberbaurat Otto Peters kommentiert die Bauweise: „Eine der interessantesten Siedlungen ist in dieser Beziehung die Hamburger Staatssiedlung Langenhorn, dieeine Musterkarte sämtlicher damals bekannter Ersatzbauweisen ist. Lehm, Beton, Thermobau, Ambimassiv und noch manche andere sind vertreten. Nicht alle haben gehalten, was die Erfinder versprochen.“¹⁹

Schumacher weist darauf hin, dass die Sparbauweise in Wirklichkeit ein „technisches Versuchsfeld“ war. „Es war dabei das Bestreben, möglichst verschiedenartige Methoden zu erproben.“²⁰

Wegen der Eile und der Kosten wurde auch auf eine Kanalisation verzichtet. Es gab ein Plumpsklo, darunter eine Grube mit einem Fassungsvermögen von fünf Kubikmetern, die regelmäßig von den Bewohnern mit Eimern geleert werden musste.²¹ Die Jauche, so wurde empfohlen, sollte als Dünger in den Gärten verwandt werden.²² Mehrmals kam es zu Explosionen, weil sich Metangas entzündete, wenn jemand mit einer brennenden Kerze oder eine Zigarette in die Toilette ging. Erst 1928 wurde mit dem Bau der Sielanlagen begonnen. Badezimmer gab es anfangs nicht.

Wie in anderen Siedlungen der Zeit war der vorherrschende Bautyp das Reihenhäuser. Auch hier ging es um Ersparnis. Die Häuserketten reichten meist von einer Querstraße zur anderen. Dabei wurden bis zu 20 Wohnungen aneinandergereiht. Die Reihenhäuser waren in Nord-Süd-Ausrichtung und die Doppelhäuser in Ost-West-Ausrichtung in den Querstraßen angelegt.

¹⁷ Wulff, Werden, S. 5.

¹⁸ Albert Gut: Der Wohnungsbau in Deutschland nach dem Weltkrieg, München 1928, S. 49.

¹⁹ Peters in: Gut: Der Wohnungsbau, S. 128 f.

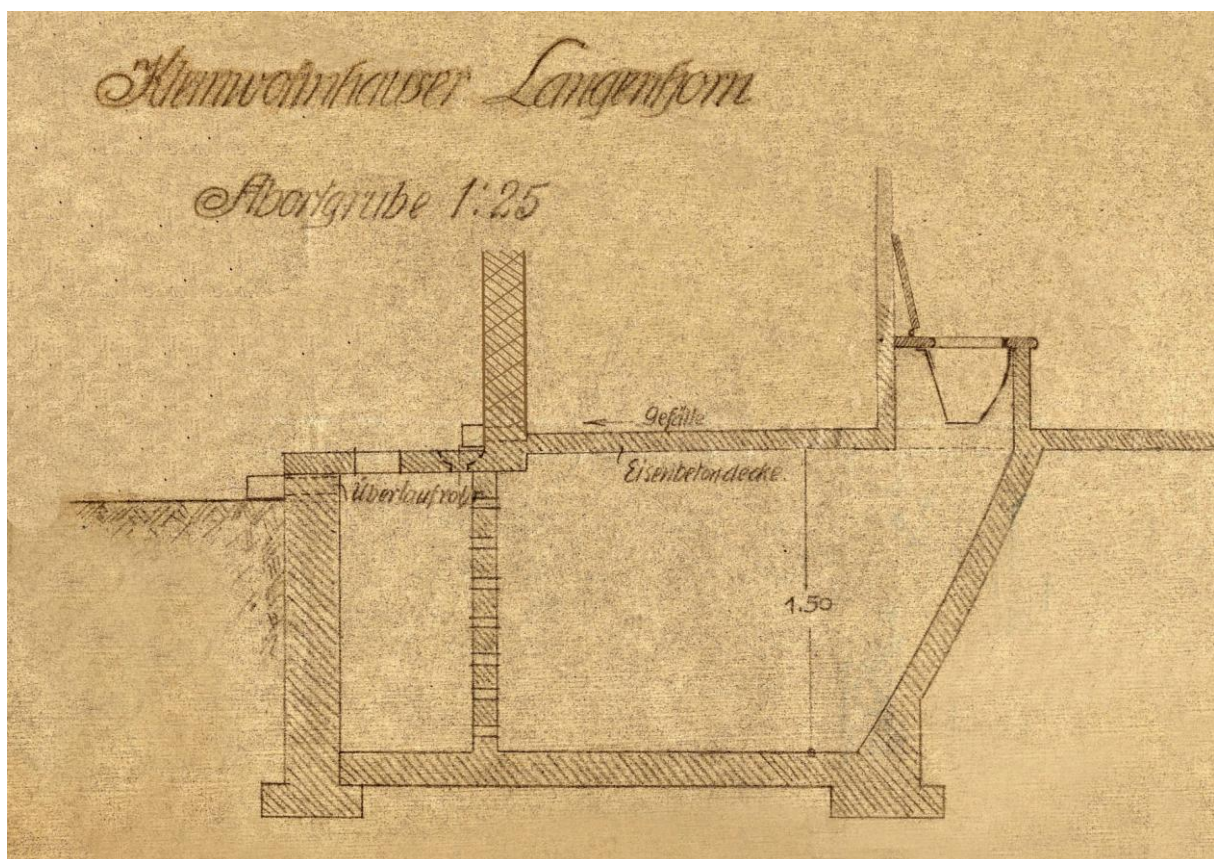
²⁰ Schumacher: Das Werden, S. 79.

²¹ In dem Film „Langenhorner Bilderbogen 1930“ sieht man die Szene einer solchen Leerung und Ausleerung auf die Gartenvegetation.

²² Schon 1915 hatte Georg Bonne entsprechende Empfehlungen für Gartenstädte gegeben: Georg Bonne: Untersuchungen und Vorschläge über die Beseitigung und Verwertung der festen und flüssigen Abfallstoffe, Leipzig 1915.

Die Bauarbeiten mussten immer wieder unterbrochen werden. Der erste Bezugstermin zum 1. Oktober 1919 konnte wegen Zementmangels nicht eingehalten werden. Am 1. April 1920 konnten die ersten 30 Wohnungen an der Tangstedter Landstraße bezogen werden. Aber vieles war noch nicht fertig.

Es gab kein Gas zum Kochen, kein elektrisches Licht, und die Leute saßen bei Petroleum oder Karbidlampen. Es gab keine Telefonleitungen. Im September waren die letzten Häuser fertig. Wegen Geldmangels wurden nur 658 der geplanten 800 Wohnungen fertiggestellt.



Plan der Abort-Anlage

Das Gebiet, auf dem gebaut wurde, war eine Mischung von Heide und Moor. Der Grundwasserspiegel lag sehr hoch. Immer wieder drang Wasser in die Keller ein, die Feuchtigkeit stieg in die Wände. Der Grund für die Gärten war eine reine Schutthalde mit Bauresten und Wurzelresten von einem Wäldchen, das man abgeholzt hatte. Erst nach monate- und jahrelanger Arbeit gelang es den

Bewohnern, aus dem Fleckchen Erde einen blühenden und fruchttragenden Garten zu machen.²³

Ganz allgemein stellte man sich auf das Sparen beim Bauen ein. Beim Bauland sollte man billigeres Agrarland bevorzugen. Technische Neuerungen sollten das Bauen billiger machen, auch die Bauvorschriften sollten vereinfacht werden. Später sollten die Siedler durch eine intensive Gartenwirtschaft zum Teil zum Selbstversorger werden. Dies waren Ideen, die auch andersorts kursierten. So sah es auch der Architekt Martin Wagner vor, der 1919 die Siedlung Lindenhof bei Berlin baute.²⁴ 1918 veröffentlichten Peter Behrens und H. de Vries ihr Buch „Vom sparsamen Bauen“.²⁵

Es gab verschiedene Häusertypen. Ein Großteil waren, wie auch in anderen Gartenstädten, zweigeschossige Reihenhäuser, dies war die billigste Lösung. Jede dieser Wohnungen hatte im Garten einen Stallanbau. In der Reihe hatte eine Wohnung den Garten nach vorn, die nächste den Garten nach hinten. In der Reihe befand sich ab und zu ein dreigeschossiger Hochbau mit zwei Wohnungen. Dies lockerte die Einförmigkeit auf. Die Wohnungen waren klein. Im Erdgeschoss der Reihenhäuser gab es zwei Stuben mit jeweils 11 qm², eine Wohnküche mit 12,7 qm² und eine Spülküche mit 6 qm², im Obergeschoss eine Kammer mit 15,5 qm² und eine mit 13 qm². Die Wohnungen hatten meist eine Gesamtgröße von 75-80 qm². Die Häuser waren halb unterkellert.

Die einzige Wasserquelle befand sich in der Küche. Ein Badezimmer gab es nicht. Auch keine Waschküche. Das hatte auch mit dem hohen Grundwasserspiegel und dem fehlenden Siedlungsanschluss zu tun. Über die gesamte Siedlung waren 20 Waschküchenhäuser geplant, die dann aber nicht verwirklicht wurden, weil man die Abwässer nicht loswerden konnte. Die Toilette war ein Anbau.

Für die Heizung gab es in der Küche einen Herd, der Warmluft durch Blechkanäle über das Haus verbreiten sollte. Im Winter wurden die Räume aber meist nicht ausreichend erwärmt. Der einzig wirklich warme Raum war oft nur die Küche. In diesem Punkt gab es besonders viele Klagen. Zu den hinteren Gärten

²³ Wulff, Werden, S. 39.

²⁴ In einem Beitrag für den Verein für Wohnungsreform von 1918. Siehe Axel Schollmeier: Gartenstädte in Deutschland zu Beginn des 20. Jahrhunderts, Münster 1990, S. 219.

²⁵ Vom sparsamen Bauen. Ein Beitrag zur Siedlungsfrage, Berlin 1918.

waren Wirtschaftswege vorgesehen, die mit Blockwagen erreichbar waren. In der ersten Zeit gab kaum Brennmaterial. Noch hatte die Siedlung kein eigenes Kohlenlager. Einer der Bewohner berichtet, dass sein Vater jeden Tag von der Stadt Kohlen in seinem Rucksack mitbrachte. Vor allem wurde in dieser Zeit Holz und Torf verheizt.

Die Wohnungen waren in sich abgeschlossen. Jede Familie hatte ihren eigenen Eingang. Keine musste mit anderen Treppen und Flure teilen. Jeder hatte auch mit dem Garten sein eigenes „Reich“. In einem Artikel der „Baurundschau“ vom November 1919 schreibt Baumeister Reger, der spätere Geschäftsführer der Heimstätten-Gemeinschaft: „Der Vorteil des Kleinhauses gegenüber der Etagenwohnung liegt ... in der Vieleräumigkeit. Das Einzelhaus hat vier bis fünf Räume, ein Teil dieser Räume ist naturgemäß kleiner als das Zimmer der Etagenwohnung, aber die gesamte Nutzfläche ist erheblich größer als die einer Stadtwohnung in derselben Preislage. Man muss sich insbesondere den großen Wert der Nebenräume vor Augen halten. Ein Keller, welcher unmittelbar von der Küche aus über 10 Stufen zu erreichen ist, hat mehr Nutzungswert als ein ebensolcher Raum für die Bewohner einer 4. Etage. Dazu kommt der Garten als Erweiterung des Hauses. Der Kleinhausbewohner verbringt ja von Frühling bis zum Spätherbst den größten Teil seiner Tageszeit in seinem Garten zu, er wohnt im Garten. Er nimmt in der Gartenlaube seine Mahlzeiten ein, die Hausfrau verrichtet im Garten den größten Teil ihrer Arbeiten.“²⁶



Siedlung Nord-Langenhorn. Teilstück, das die Zusammenfassung von vier Einzelhäusern zu einer Gruppe zeigt, die sich in den Zeilen wiederholt (Arch. Schumacher)

²⁶ Baurundschau November 1919, S. 216 f. Siehe auch Wulff, Werden, S. 23.



Die Farbgebung

Die Häuser waren farbendroh, verschiedenfarbig gestrichen. Die Farbigkeit hatte Schumacher von dem Architekten Bruno Taut übernommen. Dieser hatte sie in der Gartenstadt Falkenberg, die 1913-15 am südöstlichen Stadtrand von Berlin errichtet wurde, verwirklicht. Sie sollten ein positives psychologisches Element darstellen. Wegen ihrer ungewohnten teils grellen Farbigkeit wurde Falkenberg im Volksmund bald „Tuschkastensiedlung“ genannt.²⁷ Die Farbgebung in Langenhorn ging auf Otto Fischer-Trachau zurück, der sich für starke Erdtöne entschied. Für Schumacher war die Farbe auch ein Element gegen die Eintönigkeit und der Beschränkung auf wenige Haustypen. Er schreibt: „Wenn man bei großen Siedlungen mit wenigen Typen arbeitet, stellt sich naturgemäß der Wunsch nach einer gewissen Variierung innerhalb dieser Grenzen ein. Bruno Taut hat ihm in der Kolonie Falkenberg bei Grünau dadurch Rechnung getragen, dass er dem nämlichen Typus durch grell verschiedenartige Farbgebung in seiner Gleichheit unkenntlich machte und nun diese verschiedenen Farbenflecke durcheinander würfelte. Wenn auch die Art, wie er das macht, recht absichtlich und deshalb nicht befriedigend wirkt, so ist damit doch auf ein Mittel

²⁷ Seit 1992 wurde in Falkenberg auch die Farbgebung wieder hergestellt. Seit 2008 gehört die Siedlung zum UNESCO-Welterbe. Bei der Planung 1912 waren ursprünglich 1500 Wohnungen vorgesehen. Der Erste Weltkrieg führte dazu, dass nur 128 gebaut wurden.

gewiesen, dass unerschöpflich ist; und zwar ist es die Farbwirkung durch Anstrich, nicht etwa durch Materialwechsel, auf die es dabei ankommt.“²⁸

Einige Bewohner in Langenhorn störten sich an der knalligen Farbigkeit und schon bald wurden Häuser grau gestrichen. Erst mit den Sanierungen nach 2000 kamen wieder die ursprünglichen Farben in die Siedlung zurück.²⁹

Von Schumachers Plänen wurden statt 810 Wohnungen nur 658 gebaut – 484 Reihenhaushauswohnungen, 160 Doppelhaushauswohnungen, 12 Wohnungen im Ladenzentrum und zwei Einzelhäuser.³⁰ Ein Überblick über die Baukosten lässt sich nur schwer gewinnen, weil die Bauzeit bereits in die Inflationsphase fiel. Nach einer Berechnung aus dem Jahr 1925 beliefen sich die Gesamtkosten für die Siedlung auf 59 Millionen Mark. In den zwei- bis dreigeschossigen Reihenhäusern kostete eine Wohnung rund 58 000 Mark, in den zweigeschossigen rund 62 000 Mark und in den Doppelhaushauswohnungen 114 000 Mark.³¹

Wegen Geld- und Materialmangels und planerischen Schwierigkeiten wurde ein Teil der geplanten Wohnungen und Häuser nicht gebaut. Laut einer Übersicht von Günter Wulff³² gab es 484 Reihenhaushauswohnungen anstatt 526; 160 Doppelhaushauswohnungen anstatt 248; 12 Ladenhaushauswohnungen anstatt 30. Schumacher hatte auch noch einen ganzen Verwaltungskomplex mit Post, Polizei, Feuerwehr, Versammlungsräumen geplant. Auch hier gab es nur einen bescheidenen Verwaltungsbau. Ende 1921 stand fest, dass die Siedlung nicht nach den Plänen zu Ende gebaut werden konnte. Schon im Juli hatte die Bürgerschaft beschlossen, die Siedlung auf 658 Wohnungen zu begrenzen. Die Gelder seien verbraucht.

Rein äußerlich waren Schumachers Häuser in Langenhorn nicht besonders originell und modern. Er griff in der äußeren Gestaltung der Dächer, Fassen, Fenster auf Modelle zurück, die bereits in anderen Gartenstädten wie in Nürnberg oder Hamburg Wandsbek verwirklicht waren. Er verzichtete aber auf Heimatge-

²⁸ Fritz Schumacher: Die Kleinwohnung. Studien zur Wohnungsfrage, Leipzig 1919, S. 92. In seinem Buch Werden einer Großstadt, S. 80, schreibt Schumacher: „Der Putzcharakter, der bei diesen Bauweisen entstand, führte hier zum ersten Mal zu einem Versuch, der in den nächsten Jahren ein Lieblingsgedanke der Architektur wurde: zur ‚Farbe im Stadtbild‘.“

²⁹ Über die Farbe: siehe Schumacher in „Zeitfragen der Architektur“. Das Prinzip der Farbigkeit stand in Gegensatz zu dem Prinzip der Materialfarben, als die rechtmäßige Farbe der Architekten, wofür sich der Engländer John Ruskin eingesetzt hatte.

³⁰ Wulff, Werden, S. 17.

³¹ Wulff, Werden, S. 44.

³² Wulff, Werden, S. 63.

fühl schaffende historisierende Elemente wie sie in englischen Gartenstädten (Bournville, Hampstead) oder auf der Margarethenhöhe vorkommen. Das passte nicht in Schumachers ästhetischen Vorstellungen und verbot sich auch wegen der Sparmaßnahmen.

Die Gärten

Die Gärten mit jeweils 650 Quadratmeter Nutzfläche hatten eine zentrale Funktion in der Siedlung. Sie sollten einen Beitrag zur Selbstversorgung leisten. Gleichzeitig mussten die Gärten eine gewisse Größe haben, damit die Abwässer auf der Gartenfläche entsorgt und zur Düngung verwendet werden konnten. Da die einzelnen Häuser nur sehr schmal waren, griff Schumacher zu dem Kunstgriff, dass immer zwei Wohnungen eine Einheit bildeten. Eine hatte den Garten nach vorn, die andere nach hinten. Hier die eigene Erklärung Schumachers: „Eine gartentechnisch brauchbare Grundstücksform lässt sich nur durch einen ungewöhnlichen Kunstgriff erreichen, nämlich dadurch, dass man dem Garten jeweils die Breite zweier Reihenhäuser gibt und nun vorne und hinten einen Garten anordnet, so dass bei einer Viererhäusergruppe jedes Mal vorne und hinten je zwei Gärten liegen, die abwechselnd die Vorder – oder Hinterfront der Nachbarn umfassen.“³³

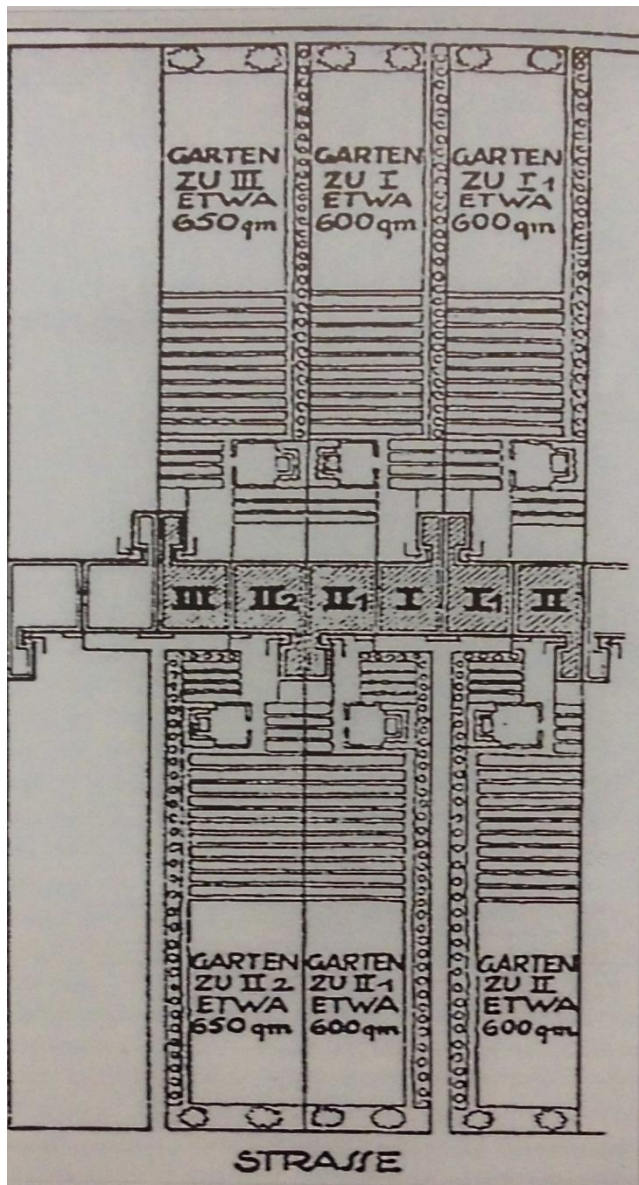
Auf der Vorderseite führte ein Eingangsweg zu jeweils zwei Wohnungen. Zwischen den Gärten an der Hinterfront gab es nur einen schmalen, von Hecken begrenzten „Wirtschaftsweg“. Jedes Haus hatte einen Stallanbau, in dem sich auch die Toilette befand.³⁴

Zu den Gärten konnte auch noch Land aus den Freiflächen der Siedlung hinzugepachtet werden. Für jeden Garten wurden drei Obstbäume unterschiedlicher Typen bereitgestellt. 1928 wurden 8400 Obstbäume und 34000 Beerensträucher gezählt.³⁵

³³ Schumacher: Das Werden einer Großstadt, Hamburg 1932, S. 77.

³⁴ Mit dem Anschluss ans Siel wurden meist in den Ställen Badezimmer eingerichtet. Deshalb ging von da an die Stalltierhaltung von Ziegen und Schweinen stark zurück.

³⁵ Clasen, Staatssiedlung, S. 39.



Gartenplan

Sie mussten sachgemäß gepflegt werden und 1928 wurde eigens ein „Obstwart“ eingestellt. Er war zuständig für Beschneidung, Bespritzung und Bera- tung. Für die Düngung verließen sich die Siedler in der ersten Phase auf die ei- genen Jauchegruben. Die Siedler wurden ermuntert, Kleintiere in ihren Gärten zu halten. Im August 1920 wurden 10238 Stück Kleinvieh gezählt, das waren rund 15 Stück pro Haushalt.³⁶ Die Heimstätten achteten darauf, dass die Gärten ein einheitliches Bild bewahrten. Zuerst waren die Gärten durch Holzzäune ge- trennt, später wurden Hecken aus Buchen, Liguster und Weißdorn gepflanzt. Die Heimstätten ließen sie regelmäßig durch Gärtner beschneiden.

³⁶ Clasen, Staatssiedlung, S. 16.

Für die Siedler wurden immer wieder Kurse angeboten, damit sie sich weiterbilden konnten, die Obstbäume zu veredeln, für Geflügel- und andere Kleintierzucht, die Bodenbearbeitung und Düngung. Seit 1922 gab es für den Gartenbau eine Wirtschaftsgenossenschaft, für die im Oktober 1930 ein eigenes Wirtschaftshof eingerichtet wurde. Der Wirtschaftsausschuss beschaffte Gartengeräte, Saatgut, Setzlinge, Tiere.



Wirtschaftshof

Die Erbpächter

Da von den geplanten 850 Wohnungen nur 660 gebaut wurden, blieben einige Flächen unbebaut. Der Grund wurde teilweise als Pachtland zum Gartenbau vergeben.³⁷ Die freibleibenden Grundstücke wurden nach und nach im Erbbau-recht (meist auf 60 Jahre) vergeben. Der Personenkreis, der ausgewählt wurde, war ähnlich wie der für die bereits vollendete Siedlung: Arbeiter, Handwerker

³⁷ Wulff, Werden, S. 75.

und Kriegsinvalide. Die Häuser entstanden nach der Inflation. Die meisten wurden aus Backstein gebaut. Die Erbpächter stellten eine eigene Gruppe dar. Sie waren Hauseigentümer und keine Mieter wie die anderen und mussten auch keine Mitglieder in der Siedlungsgemeinschaft werden. Sie hatten nicht die gleichen Interessen. Sie hatten ihren eigenen Ausschuss, in dem sie ihre Probleme regelten. Die Häuser sind in einem ähnlichen Stil wie die ursprünglichen Häuser errichtet. Das sie sich in das Ensemble der Fritz-Schumacher-Siedlung einfügten, wurden sie später – wie die Siedlung selbst – unter Denkmalschutz gestellt. Heute sind alle früheren Erbpächter Eigentümer der Grundstücke.



Ein typisches Haus der Erbpächter

Die Auswahl der Bewohner

Trotz der großen Wohnungsnot hielt sich die Nachfrage in Grenzen. Angeblich gab es 1500 Bewerber für die geplanten 800 Wohnungen.³⁸ Bei der Auswahl wurden kinderreiche Familien und Kriegsinvalide, aber auch Menschen bevorzugt, die Erfahrung im Gartenbau hatten. Da der Garten eine zentrale Rolle

³⁸ Wulff, Werden, S. 76.

spielte, mussten die Bewohner, selbst die Kriegsbeschädigten, in der Lage sein, ihren Garten zu bewirtschaften. Die meisten kamen aus der Arbeiterschicht. Wohnungen wurden von der sozialdemokratischen Stadtverwaltung verteilt. Es waren politische Auslesekriterien. Helmut Warnke schreibt: „Ein großer Teil von ihnen entstammte der aufstrebenden sozialistischen Arbeiterschaft, andere kamen aus den fortschrittlich bürgerlichen Kulturkreisen. Allen gemeinsam war das Streben nach echten neuen Lebensformen und der Wille, ihren Kindern eine bessere Zukunft zu sichern.“³⁹

Als die ersten Bewohner eintrafen, fanden sie alles andere als ideale Zustände. Der spätere Ortsamtsleiter Wilhelm Schade, der als Kind zusammen mit seinen Eltern aus Barmbek nach Langenhorn umzog, erinnert sich: „Doch schon an der Einfahrt zur Tangstedter Landstraße gab es den ersten Halt. Die Straße – noch Feldweg – war kaum befahrbar. Von einem Landwirt wurden [für den Möbelwagen] zwei weitere Pferde angemietet.“ Als man zu dem Haus kam, eine weitere Überraschung: „Eine Heimstätte war es noch nicht. Was einmal ein blühender Garten werden sollte, war noch eine halbe Baustelle mit Kalkgruben, Gerüsten und Bauschutt. So wie bei uns sah es in der neuen Siedlung überall aus. Es gehörte Mut dazu und viel Geduld, um unverzagt zu bleiben.“⁴⁰

Zahlreiche neue Siedler konnten sich nicht an die harten Lebensbedingungen und auch baulichen Mängel gewöhnen und zogen weg. Schon bald war es der Verwaltung nicht mehr möglich, die ursprünglichen Auswahlkriterien wie Kinderreichtum und Kriegsbeschädigung aufrechtzuerhalten. Sie konnten damit nicht genügend Mieter finden.⁴¹

³⁹ Helmut Warnke: Der verratene Traum, Hamburg 1983, S. 55.

⁴⁰ Wilhelm Schade bei der 50 Jahrfeier am 23. August 1970, in: Schade, Langenhorn. Vergangenheit und Gegenwart, Hamburg 1973, S. 64.

⁴¹ Helmut Klages: Nachbarschaftsgedanke und nachbarschaftliche Wirklichkeit, Stuttgart 1968, S. 49.

Ein Zentrum - Einkaufsmöglichkeiten

Ein richtiges Zentrum, beispielsweise mit einem kleinen Marktplatz, gab es nicht. Ursprünglich waren zwei Ladenzeilen geplant – eine im Norden und eine im Süden. Bei der im Süden gab es lange Verzögerungen, und die im Norden wurde nie gebaut. Das nördliche Zentrum sollte nahe der geplanten Schule entstehen. Das im Süden waren zweigeschossige Gebäude auf beiden Seiten der Tangstedter Landstraße, im Erdgeschoss Läden, darüber Wohnungen. Erst im März 1920 wurde mit dem Bau begonnen, kurz bevor die ersten Siedlungshäuser bereits bezogen wurden. Die Läden öffneten im März 1921. Sie wurden von der Konsumgenossenschaft Produktion bewirtschaftet und boten alle Grundnahrungsmittel: Fleisch und Wurst, Obst und Gemüse, Bäckereiprodukte, Kolonialwaren, Haushalts- und Drogerie-Artikel. Außerdem gab es ein Kohlenlager. Von dem zweiten Ladenzentrum gibt es nur eine Planungszeichnung Schumachers.

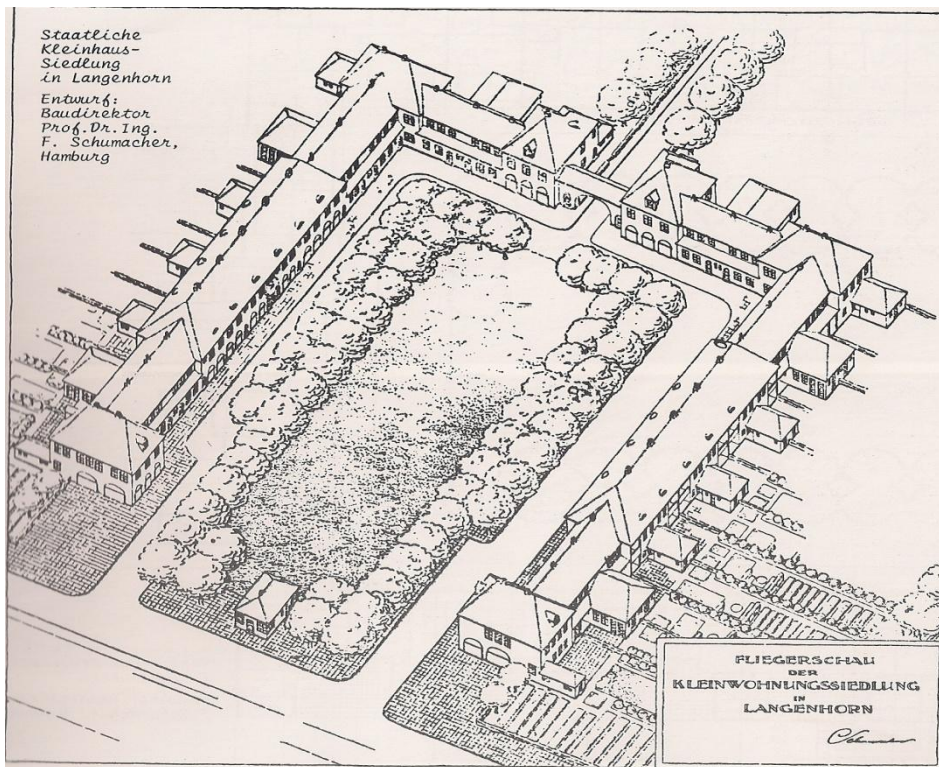
Die Nationalsozialisten ließen ein Kino bauen, die Langenhorner Lichtspiele, kurz LALI genannt. Dies sollte auch für ihre Propaganda-Zwecke dienen.



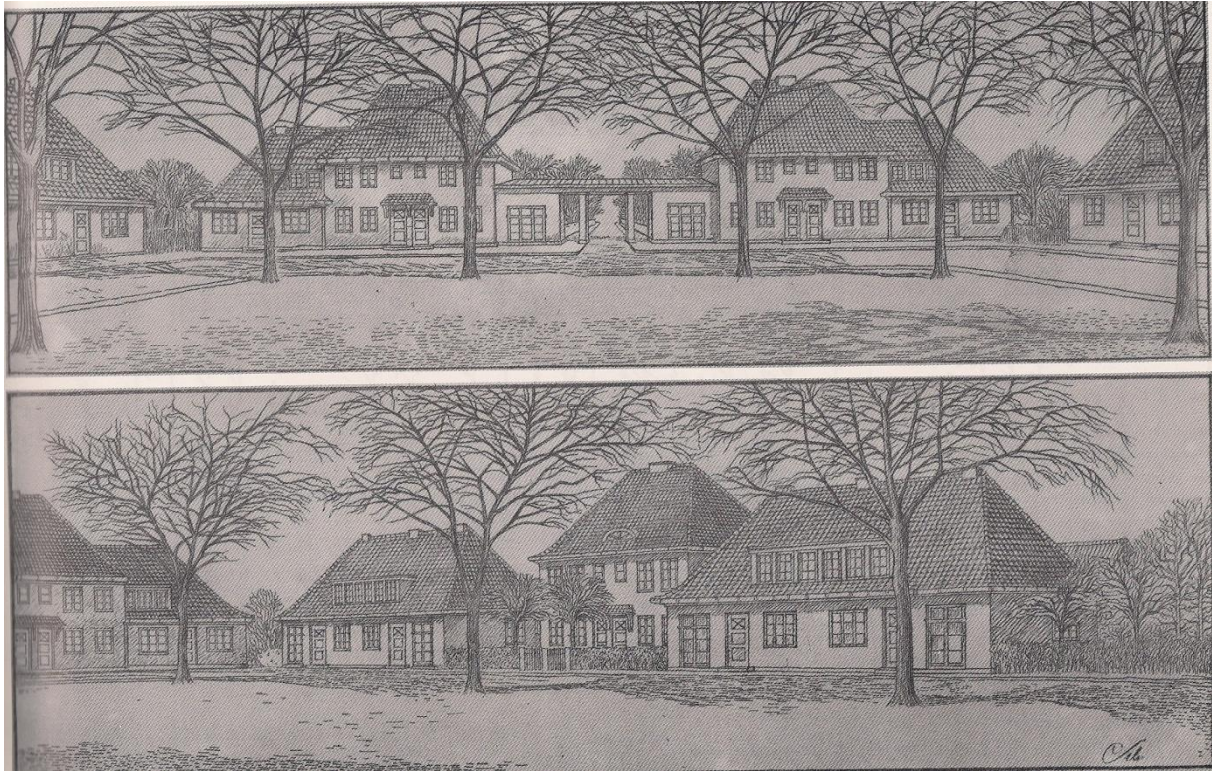
Die Ladenzeile



Ladenzeile heute leerstehend



Schumacher-Zeichnung vom zweiten Ladenzentrum



Schumacher-Plan für Häuser am Kaufplatz Nord (Herzmoortwiete), nicht gebaut

Die obigen Zeichnung Schumachers zeigen das zweite Ladenzentrum mit 16 Läden und 14 Werkstätten. Der Platz sollte zur Tangstedter Landstraße offen sein und durch den Torbogen zur Fritz-Schumacher-Allee führen. Der Bau wurde aufgegeben, weil durch die Inflation keine ausreichenden Mittel mehr verfügbar waren.

Die Verkehrsverbindung

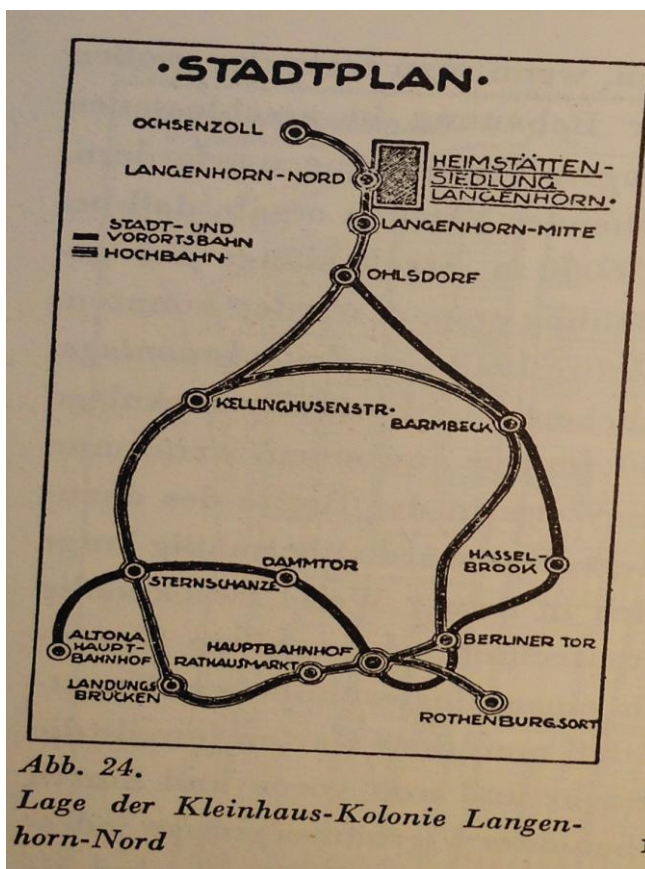
Die Siedlung lag kurz vor der Hamburger Landesgrenze zu Schleswig-Holstein, ungefähr 18 Kilometer vom Zentrum der Stadt entfernt. Es gab so gut wie keine vorhandene Infrastruktur. Mitten durch die Siedlung ging die Tangstedter Landstraße, die ein Sandweg mit wenig Verkehr war. Parallel zu der Straße verliefen auf beiden Seiten Knicks, die die dahinterliegenden Häuser abschirmten.

Doch gab es schon seit Januar 1918 eine eingleisige Dampfbahn, die von Ohlsdorf bis zum Bahnhof Ochsenzoll fuhr. Diese Bahn transportierte das Baumate-

rial für die Siedlung, aber auch die Arbeiter für den Bau. Für den Siedlungs- und Straßenbau mussten täglich 2200 Arbeiter nach Langenhorn fahren.⁴²

Von Ohlsdorf bis zur Stadtmitte war die Bahn bereits elektrifiziert. Die Verlängerung der Linie war eine Voraussetzung für die Anbindung der Siedlung an den Rest der Stadt. Am 1. Juli 1921 nahm die elektrische Hochbahn ihren Betrieb bis Ochsenzoll auf. Aber noch stellte sie um 21 Uhr ihren Dienst ein, und so konnten die Bewohner nicht an den kulturellen Abendveranstaltungen der Stadt teilnehmen.

Alfred Hahn bedauert in seiner Untersuchung von 1920 die langen, ermüdenden Anfahrtswege der Arbeiter zu ihrer Arbeit in teilweise ungesund überfüllten Bahnwaggonen. Bis zum Hauptbahnhof dauerte die Fahrt eine $\frac{3}{4}$ Stunde. Auch sei die Fahrt relativ teuer. Negativ wirkte sich also die relativ große räumliche Trennung von Wohn- und Arbeitsplatz aus. In der Siedlung selbst gab es so gut wie keine Arbeitsplätze.



Die Anbindung der Siedlung an das Hochbahn-Netz

⁴² Wulff, Werden, S. 26.

Auch Schumacher war das Problem der Trennung von Wohn- und Arbeitsplatz bewusst, das in der Konzeption der englischen Gartenstädte durch eigene Arbeitsplätze gerade überwunden werden sollte. Schumacher schreibt: „Die noch freieren Teile [Hamburgs] sind vom Zentrum der Hauptarbeit, dem Hafen, so weit nach Norden vorgeschoben, dass die in den neueren nördlichen Zonen der Stadt wohnenden Hafenarbeiter bereits jetzt zwischen Wohnstätte und Arbeitsstätte 14-20 km täglich zurückzulegen haben. ... Das ist ein Zustand, der wirtschaftlich und sozial die schwersten Anforderungen an Hamburg stellt. Sozial, weil der Arbeiter wertvolle Stunden seiner Muße auf überfüllten und teuren Transportmitteln zubringen muss, wirtschaftlich, weil diese Transportmittel auf Spitzenleistung des Arbeitsbeginns und Arbeitsschlusses eingestellt sein müssen und sich in der Zwischenzeit sich nicht rentieren können.“⁴³

Die Siedler-Gemeinschaft

In allen Gartenstädten galt es als Ziel, den Gemeinschaftssinn der Bewohner zu fördern. Auch dies stand in Schumachers Konzept ganz oben. Er schrieb: „Die Stätte einer Lebensgemeinschaft zu bilden, ist etwas anderes, wie das Erbauen einer Anzahl beliebiger Einzelwohnungen. Und blickt man weiter, so können sich aus der Verkörperung des Gemeinschaftswillens architektonische Gebilde gesteigerter Art ergeben. Denkt man sich Dinge, die der Lebensnotdurft eines Menschenkreises dienen: Schule, Schwimmbad, Spielplatz, Bücherhalle, Versammlungsraum zu einem einheitlichen organischen Ganzen zusammengehalten, so kann man sich, ohne den Rahmen des Realen zu sprengen, gesteigerte Wirkungen vorstellen, die zu großen beherrschenden Eindrücken zu werden vermögen.“⁴⁴

Aber gerade die gewünschten Gemeinschaftseinrichtungen fehlten in der ersten Phase aus Geldmangel in Langenhorn. Den Siedlern waren die Schwierigkeiten bei der Herausbildung eines lebendigen Gemeinschaftsgefühls bewusst. Alles war für sie neu. Im ersten Heft des Gemeinschaftsblattes „De Börner“ hieß es: „Die Siedlung leidet ganz besonders unter einer großen Schwierigkeit: Sie ist nicht gewachsen, sie ist gemacht worden. Darum ist sie kein Organismus. Die Menschen haben noch keinen Zusammenhalt. Es fehlt die Eingewöhnung, es

⁴³ Schumacher Nachlass, zitiert bei Dirk Schubert, Schumacher, Pragmatiker, S. 9.

⁴⁴ Schumacher, Hamburger Wohnungspolitik von 1918-1919, S. 73.

fehlt die Überlieferung, die Tradition. ... Es sind Großstadtmenschen, die sich hier draußen nun plötzlich bunt zusammengewürfelt zusammenfinden. Jeder hat seine eigenen Interessen und verfolgt sie auf seine Weise. Jeder steht aus alter Großstadtgewohnheit dem anderen gleichgültig oder gar misstrauisch gegenüber.“

Hermann Kampffmeyer drang für die Gartenstädte auf ein einheitliches Konzept der Bebauung. Schon die bauliche Form sollte die genossenschaftliche und gemeinschaftliche Struktur der Siedlung und die Verbundenheit der Bewohner zum Ausdruck bringen.⁴⁵ Die Devise lautete: Einheitlichkeit, aber keine Monotonie. Aber in verschiedenen Gartenstädten wurde der einheitliche Charakter verwässert, weil in verschiedenen Phasen gebaut wurde.

Im Sommer 1920 wurde der Siedler-Verein gegründet. Ende 1920 hatte er 660 Mitglieder. Seit 1921 nannte er sich Siedler-Gemeinschaft Langenhorn e.V. Der Verein sollte die Mitglieder unter anderem gegenüber dem Vermieter, der Hamburger Heimstätten-Gemeinschaft, vertreten. Verschiedene Ausschüsse wurden gebildet für Presse, der unter anderem die Zeitschrift „De Börner“ herausgab, für Pachtland, Wohlfahrt, der in Not geratenen Mitgliedern schnelle Hilfe versprach. Der Wohlfahrtsausschuss sammelte Geld. Es gab Beihilfen für Mieten, Kleidung, Heizung. Weihnachtspakete wurden verschickt. Die Wirtschaftsgenossenschaft war eine Einkaufsgenossenschaft für Großeinkäufe und Vorrat. Der Gartenausschuss veranstaltete Ausstellungen und Prämien für Gartenprodukte, Erntefeste mit Blockwagenumzügen für die Kinder, für die Erwachsenen Tanz.

Der Hauspflege-, Rechts- und Schlichtungsausschuss trat ein, wenn es zum Streit zwischen den Mietern kam. Ferner gab es den Kleintierausschuss und den Bildungsausschuss. Die 1922 gegründete Wirtschaftsgenossenschaft wurde an den Raiffeisenverband angeschlossen. Sie hatte eine Verkaufsstelle für Brenn- und Gartenbedarf und auch eine Sparkasse. Es entstanden verschiedene Vereine: Sport- und Turnverein, Theaterverein, Tierzuchtverein.

Man darf sich das Leben in der Siedlung nicht zu sehr idealisieren. Es musste sogar ein freiwilliger „Heimschutz“ organisiert werden. Männer gingen nachts Patrouillen gegen Diebstahl und Einbruch.

⁴⁵ Axel Schollmeier: Gartenstädte in Deutschland zu Beginn des 20. Jahrhunderts, Münster 1990, S. 75.

Schumacher strebte keine soziale Durchmischung der Bewohner aus verschiedenen Bevölkerungsgruppen an. Eine solche hätte durch Wohnungen und Häuser unterschiedlicher Größe und Qualität erreicht werden können. Von ihrer sozialen Herkunft bestimmt, stand der Großteil der Bewohner politisch links. Mehr als die Hälfte stammte aus der Arbeiterschaft. Bei den Bürgerschaftswahlen im Oktober 1924 entfielen auf den SPD 888 Stimmen, auf die USPD 3 und die KPD 245. Auf die übrigen Parteien kamen 339 Stimmen.⁴⁶ Die Siedlerorganisation wurde von den SPD-Mitgliedern beherrscht. Bürgerliche und Kirchenmitglieder spielten kaum eine Rolle. Die Alt-Langenhornener beäugten die Neuhinzugezogenen skeptisch und misstrauisch. Es kursierten die Bezeichnungen „Negerdorf“, „SPD-Siedlung“.⁴⁷

Satzungen der Siedler-Gemeinschaft Langenhorn e.V. von 1921

„Die Gemeinschaft bezweckt in gemeinnütziger Art durch Zusammenschluss der Siedler in der staatlichen Siedlung Langenhorn:

1. Die Vertretung der gemeinsamen Interessen ihrer Mitglieder;
2. Die Förderung aller dem Interesse der Mitglieder dienenden Kultur- und Wirtschaftsaufgaben.
3. Als Mittel zu diesem Zweck sollen unter anderem dienen: Schaffung gemeinnütziger Einrichtungen, Pflege der Geselligkeit, des Spieles und des Sportes, Veranstaltung von Vorträgen über Wohnungs- und Gartenbauwesen, Gesundheitspflege und dergleichen, Abhaltung von Ausstellungen bzw. Beteiligung an solchen zur Pflege des Gartenbaues und der Heimkultur, Prämierung der Gärten und der Erzeugnisse der Siedler, Pachtung von Land zwecks der Bewirtschaftung, Schlichtung von Streitigkeiten der Siedler, Gewährung von Rechtsschutz in Fragen der Gemeinschaft, Vertretung der Siedler im Aufsichtsrat der Hamburger Heimstätten-Gemeinschaft G.m.b.H. Parteipolitische und konfessionelle Bestrebungen innerhalb der Gemeinschaft sind ausgeschlossen.“⁴⁸

Es wird sehr viel Wert auf die Entwicklung des Gemeinschaftsgefühls gelegt. Immer wieder darauf hingewiesen, dass die Menschen der Großstadt verein-

⁴⁶ Langenhornener Rundschau August 2013.

⁴⁷ Klages, Nachbarschaft, S. 48.

⁴⁸ Clasen, Staatssiedlung, S. 11.

zelt, isoliert, fremd seien. In der Siedlungszweitschrift „De Börner“ hieß es im März 1922: „Siedlergemeinschaft nennen wir uns, und das ist auch gut so. Durch diesen Namen wollen wir ausdrücklich betonen, dass wir uns zusammengeschlossen haben, um gemeinschaftlich eine neue Kultur anzustreben.“ Es wird auch sozialer Druck ausgeübt, damit sich die Siedler in die Gemeinschaft einfügen. In dem „Börner“ vom März 1922 hieß es weiter: „Leider gibt es auch einige, welche dem Gemeinschaftsgedanken so fremd gegenüberstehen, wie der Ochse dem neuen Scheunentor und nur an sich und den eigenen Vorteil denken, unbekümmert darum, ob ihr Nachbar oder die Allgemeinheit darunter leidet.“ Es gebe auch Menschen, die gegen die Gemeinschaft arbeiteten. Diese seien „allgemeingefährlich“.⁴⁹

Die Nachbarschaft – Untersuchung Klages

Schumachers Ziel war es, nicht nur günstigen Wohnraum mit einem selbstversorgenden Garten, sondern auch ein lebendiges Gemeinschaftswesen zu schaffen. Der Soziologe Helmut Klages veröffentlichte 1958 eine Studie über die Siedlung, wobei der Nachbarschaftsgedanke im Mittelpunkt stand.⁵⁰ Gerade in der zweiten deutschen Nachkriegszeit beschäftigte man sich in der Öffentlichkeit mit den Fragen großstädtischer Anonymität, Vereinsamung, Entfremdung, Entwurzelung, und man suchte Konzepte für einen „humanen“ Städtebau. Das war auch Suche nach Mitmenschlichkeit, Geborgenheit, Integration.

Zwei Konzepte standen sich einander gegenüber, eines der stark begrünten, aufgelockerten Vororte und Trabantenstädte und das einer modernen großstädtischen Urbanität. In Schumachers Wirken gab es beide Aspekte.

Klages Untersuchung stellte die Vorstellungen von Integration und Harmonisierung durch Schaffung von Nachbarschaft in einer dörflich, kleinstädtischen Atmosphäre und damit eine positive Veränderung des Sozialverhaltens durch eine bauliche Konzeption in Frage. Das Ergebnis: „Der Mensch unserer Großstädte ist, so zeigte sich, gar nicht darauf angelegt, sich in eine quasi-dörfliche Isolation zurückversetzen zu lassen. Er lebt vielmehr in dynamischen Spannungslagen zwischen Privatheit, Beruf und Verkehrskreis und realisiert im Verhältnis zu

⁴⁹ zit. Günter Wulf: Chronik der Fritz-Schumacher-Siedlung, Hamburg 1996, S. 14.

⁵⁰ Klages, Helmut: Der Nachbarschaftsgedanke und die nachbarliche Wirklichkeit in der Großstadt, 2. Aufl. Stuttgart/Berlin/Köln/Mainz 1958.

seiner sozialen Umwelt individuell ausbalancierte, hochselektive Bedürfnisse nach Distanz und Nähe.“⁵¹

Auch in der Großstadt ließen sich Nachbarschaftsinseln schaffen, auch hier gebe es ein Streben nach Gemeinschaft, meinte Klages. Die Entwurzelung und Vereinzelung sei ein Phänomen der ersten Großstadtgeneration, wie man sie teilweise vor dem Ersten Weltkrieg vorgefunden habe.

Im Nationalsozialismus gab es das Ideal einer Volksgemeinschaft, aufgeteilt in überschaubare, leicht zu kontrollierende Wohnbereiche. Es sollten – vor allem in den neu zu erobernden Ostgebieten – gemeinschaftsfördernde Siedlungsformen entstehen. Im Generalbebauungsplan 1944 der Hansestadt Hamburg heisst es: „Die für den einzelnen Menschen tagtäglich zu erlebende Größe eines Gemeinschaftsgebildes ist eine Siedlungszelle von rund 6000 Einwohnern, die einem Schulbezirk gleichkommt.“⁵² Der NS-Theoretiker Gottfried Feder sah wie teilweise auch Schumacher die Volksschule aus Mittelpunkt und Aggregationskern einer Siedlung an.⁵³ Jede Siedlungszelle sollte auch einen kulturellen Mittelpunkt, Einkaufsmöglichkeiten und Einrichtungen für Sport und Unterhaltung erhalten.

Auch in der ersten Zeit nach 1945 spielte der Nachbarschaftsgedanke in der soziologischen Bauplanung eine wichtige Rolle. Einflussreich war die Soziologin Elisabeth Pfeil. Sie schrieb in ihrem 1950 erschienenen Buch „Großstadtforschung“, die Fußgängerentfernung müsse zum Richtmaß für die Größenausdehnung einer Wohnzelle werden. Er lasse den Menschen zum Maß aller Dinge werden. Auch bei Pfeil war die Schule der Kern einer Siedlung. Die Schule helfe ein Gemeinschaftsgefühl zu schaffen. In der überschaubaren Gemeinschaft könnten die Bewohner durch Übernahme von Aufgaben am Gemeinschaftsleben teilnehmen.⁵⁴

Klages untersucht die Entwicklung des Nachbarschaftsgedankens in der Langenhornder Siedlung. Die meisten der ersten Siedler fühlten sich als Pioniere und bekannten sich zu der spezifischen Wohn- und Lebensform. Als sich diese Lebensform durch Zuzug neuer Mieter zu verwässern begann, versuchte die

⁵¹ Klages, Nachbarschaftsgedanke, S. 6.

⁵² Klages, Nachbarschaftsgedanke, S. 35.

⁵³ Siehe Gottfried Feder: Die neue Stadt, Berlin, 1939, S. 19 f.

⁵⁴ Elisabeth Pfeil: Großstadtforschung, Bremen 1950.

Siedlergemeinschaft ein Mitspracherecht für die Auswahl der Bewerber zu erhalten, was sie auch bekam. Es blieb ein harter Kern der Pioniere, die die erste harte Phase der Anfangsschwierigkeiten überwunden hatte und auf jeden Fall dableiben wollte. Nur wenige zogen weg. Im Jahr 1932 zogen beispielsweise 30 Familien aus, was aber vor allem auf die Wirtschaftskrise zurückzuführen war.⁵⁵ 1933 stieg diese Zahl auf 40. Dies war jedoch eine Ausnahme, weil einem größeren Teil der Mieter wegen ihrer Mitgliedschaft in der SPD oder KPD fristlos gekündigt wurde. Ende der 50er Jahre lagen die jährlichen Auszüge bei nur zwei bis drei. Damals waren die Häuser noch zu 70 Prozent von den Erstsiedlern besetzt.

Ein Teil der Erstabwohner war vom Gedanken der Jugend- und Reformbewegung beseelt und suchte eine enge Naturbindung. In der „Festschrift zur Langenhorner Heimatwoche 1953“ heißt es: „Mit den Siedlern der Schumacher-Siedlung zog der Geist der Lebensreform und des Kulturbewusstseins ein. Sie kamen fast alle aus den Kreisen des Arbeiterbildungswesens und seiner Lehrer, hatten alle die gleichen Ideale und den gleichen Willen, sich hier ihre eigene Welt aufzubauen.“⁵⁶

Klages macht aber darauf aufmerksam, dass es sich dabei um eine Idealisierung handelte und dass diese Gruppe doch eine kleinere Minderheit darstellte. Die Leute der Jugend- und Reformbewegung stellte eine „Führungsgruppe“ in der Siedlergemeinschaft dar.

Klages stellt nach den ersten Pionierjahren einen bald einsetzenden Abbröckelungsprozess in den Nachbarschafts- und Gemeinschaftsbeziehungen fest. Waren die ersten Jahre relativ konfliktfrei vergangen, so gab es schon seit 1925 eine Zunahme der Streitfälle, die vor den Schlichtungsausschuss getragen wurden. Klages spricht für die Anfangsphase von einer „Hochstimmung“ der Neubewohner, die durch den Milieuwechsel, den „Auszug ins gelobte Land“ entstand. Man sah zuerst alles durch die rosa Brille. Diese Stimmung konnte kein Dauerzustand sein.⁵⁷ Diese Ernüchterungsphase wurde auch in den englischen Gartenstädten Letchworth und Welwyn, die nach den Prinzipien von Ebenezer Howard errichtet worden waren, festgestellt. Die Siedlung kann trotz

⁵⁵ Klages, Nachbarschaft, S. 50.

⁵⁶ zit. Klages, Nachbarschaft, S. 53.

⁵⁷ Klages, Nachbarschaft, S. 64.

ihrer Überschaubarkeit nicht als Nachbarschaftseinheit angesehen werden, dafür ist sie mit ihrer Größe einer Schulzone zu groß.⁵⁸

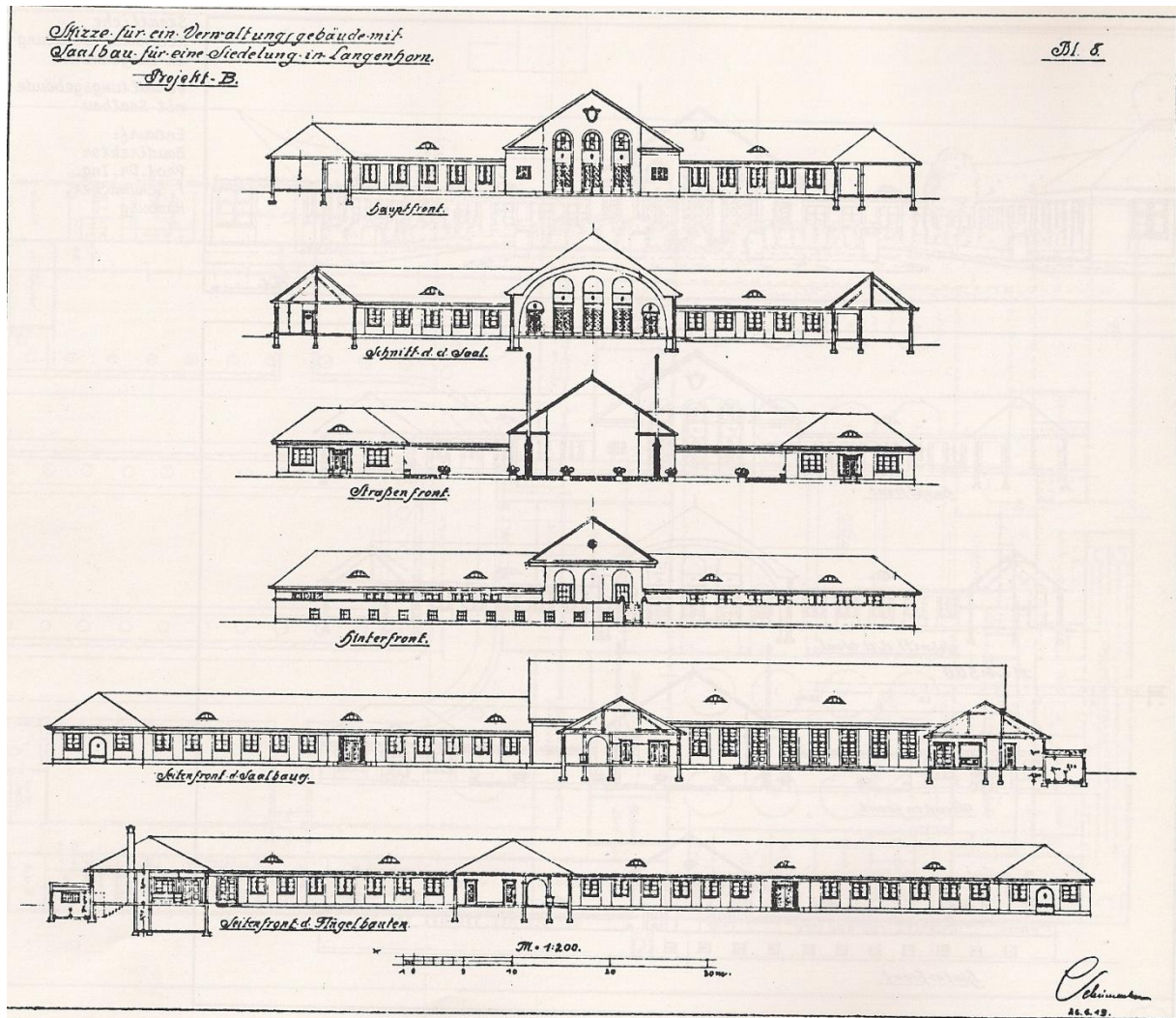
Die Verwaltung

Im Januar 1920 wurde die „Hamburger Heimstätten Gemeinschaft GmbH“ gegründet mit einem Stammkapital von 25 000 Reichsmark. Der Hamburger Staat, der zum ersten Mal Bauherr geworden war, blieb der Besitzer. Ursprüngliche Pläne, die – wie in anderen Gartenstädten - eine Genossenschaft vorgeschlagen hatte, wurden nicht verwirklicht.

Zwischen der Siedlergemeinschaft und der Verwaltung gab es einen Dauerstreit um die Mieten. 1923, mitten in der Inflation, traten die Siedler sogar in einen Mietstreik. Die Heimstätten kündigten daraufhin die Wohnungen, was dann aber wieder rückgängig gemacht wurde. Wegen der vielen baulichen Mängel verlangten die Bewohner Mietminderung. Eine echte Mitbestimmung der Siedler gab es nicht. Seit 1921 hatten die Siedler zwar zwei Vertreter im Aufsichtsrat der Heimstätten, sie hatten aber nur beratende Funktion. Erst im August 1927 wurden die beiden Vertreter vollberechtigte Mitglieder des Aufsichtsrates. Schumacher begrüßte diese Entscheidung: „Erst als eine neue Organisationsform der Verwaltung gefunden war, und man die Rolle des ländlichen Siedler mehr und mehr begriff, entwickelte sich ein Gemeinschaftsgeist, der aus der Kolonie Langenhorn ein kleines selbständiges eigenartiges und höchst regsames Kulturzentrum innerhalb des Hamburger Staates gemacht hat.“⁵⁹ Schumacher hatte ein eigenes großzügiges Verwaltungsgebäude vorgesehen. Wie verschiedene andere Gemeinschaftseinrichtungen wurde es aber aus Geldmangel nicht gebaut.

⁵⁸ Klages, Nachbarschaft, S. 83.

⁵⁹ zit. Wulff, Werden, S. 76.



Schumacher-Plan für Verwaltungsgebäude, nicht gebaut

Der „Börner“

Das Mitteilungsblatt für die Siedler, „De Börner“, erschien erstmals im März 1921.⁶⁰ Bis die Wahl auf den Namen „Börner“ fiel, hatte es viele andere Vorschläge gegeben, die die idealistische Stimmung widerspiegeln: Unserer Zukunftstern, Unsere Hoffnung, Fern vom Getöse, Hinaus aufs Land, Licht, Luft und Ruhe, Mein Lichtblick, Die Quelle der Gesundheit, Das Saatkorn, Neuland.⁶¹ Der schließliche Untertitel für den „Börner“ lautete „Monatsheft der Siedlergemeinschaft Langenhorn e.V.“

Der Name „Börner“ inspirierte sich an den Bauern der Gegend, die Börner genannt wurden. Die Siedlung sollte gleichzeitig ein Born für Gesundheit, Kraft

⁶⁰ Siehe Clasen, Staatssiedlung, S. 13 ff.

⁶¹ Wulf, Chronik, S. 10.

und Freude sein. Das Blatt war das „zusammenhaltende Band“ der Gemeinschaft.⁶² Es hatte einen hohen idealistischen Bildungsanspruch, vielleicht zu hoch für die Leute aus der Arbeiterschaft. Die erste Ausgabe war neben der plattdeutschen Sprache den Dichtern Goethe und Lessing gewidmet. Der „Börner“ gab belehrende, praktische Ratschläge für Obstanbau und Tierhaltung. Im ersten „Börner“ hieß es: „Großstadtkinder sind es, Arbeiter und Angestellte, die, innige Freude im Herzen, die dumpfen Wohnungen und Straßen der Stadt verlassen haben und nun hier draußen weit vor den Toren ihre Feierstunden der Natur widmen wollen. Aber nicht an sich haben die meisten gedacht, als sie nach langer Überlegung und vielem Rechnen den Entschluss fassten, ihr Heim hierher zu verlegen, sondern an ihre Kinder, denen wollen sie eine bessere Jugendzeit schaffen, als sie selbst durchlebt haben. Die Kinder schon in der Jugend der Natur näherbringen, damit freie und gesunde Menschen aus ihnen werden, das ist ein Streben der Edlen wert.“⁶³

Nur in der Gemeinschaft, so hieß es weiter in dem Artikel, könne man die Anfangsschwierigkeiten überwinden: „Um all dieser Widerwärtigkeiten Herr zu werden, müssen wir uns gegenseitig stützen in dem Bewusstsein, dass jeder Einzelne ebenso kämpfen muss, wie wir alle, und dass wir alle genau die gleichen Interessen haben.“⁶⁴ Man will kein Großstadtmensch mehr sein, die sich „fremd und kalt gegenüberstehen“.⁶⁵

Der Soziologe Helmut Klages schreibt bewundernd: „Neben sachlichen Mitteilungen der Siedlerorganisationen und ihrer Ausschüsse, neben Berichten über das Geschehen in der Siedlung, neben Aufrufen und Ermahnungen..., kurz neben Informationen und Kontrolle, finden sich hier literarische Beiträge, kunst- und kulturkritische Betrachtungen von einer Themenfülle, die man von einer lokalen Siedlerzeitschrift mit einer Auflage von knapp 1000 Exemplaren normalerweise nie erwarten würde. Aus all dem, was man da und an anderen Stellen liest, geht eindeutig hervor, dass hier ... ein universelles Bildungsbemühen am Werke war, das hinter aller Indifferenz und Unübersichtlichkeit doch eine klare

⁶² Wulf, Chronik, S. 7.

⁶³ Wulf, Chronik, S. 13

⁶⁴ Ebenda.

⁶⁵ Ebenda.

Haupttendenz erkennen lässt, die den Menschen, den ganzen Menschen, zu erfassen und zu formen.“⁶⁶

Im Jahr der Inflation 1923 konnte aus Geldmangel kein „Börner“ erscheinen. Die Nazis stellten den „Börner“ ein. Die letzte Ausgabe erschien im Juni 1933. Nach dieser Unterbrechung durch die NS-Zeit erschien der „Börner“ 1947 erneut. 1957 verlor er seine Eigenständigkeit. Es wurde nun ein Blatt für ganz Langenhorn. In der letzten Ausgabe des „Börners“ im Dezember 1957 hieß es: „Unsere Siedlung ist keine Insel mehr im Vorfeld einer Großstadt, sondern wir sind oder wir werden immer mehr zur Vorstadt. Die ganze Entwicklung bringt es mit sich, dass unsere Probleme weiträumiger werden. ...Hinzu kommt, dass die Resonanz bei unseren Siedlern und die Mitarbeit an ihrem ‚Börner‘ immer geringer wird.“⁶⁷

1986 wurde der „Börner“ wieder selbständig. Er wird vom Presseausschuss der Gemeinschaft der Fritz-Schumacher-Siedlung herausgegeben. Auch wenn er ein Mitteilungsblatt für Langenhorn und Umgebung bleibt, spielen weiter die Informationen über die Siedlung selbst eine wichtige Rolle. Die Auflage betrug im Jahr 2015 2700 Exemplare.

Bauliche Mängel

Schumacher konnte die Bauausführung selbst nicht mehr überwachen, da er als Baudirektor nach Köln berufen wurde, wo er von 1920 bis 1923 blieb. Die meisten Mängel an der Siedlung wurden aber nicht durch die Bauausführung, sondern durch die beschränkten Mittel, die man zur Verfügung hatte, verursacht.

Wegen der verwandten schlechten Materialien hatte man der Siedlung von Anfang an nur eine Lebensdauer von etwa 50 Jahren vorausgesagt.⁶⁸ Die baulichen Mängel wurden durch die Lage der Siedlung am Rande des Moores verschlimmert. Der Grundwasserstand war sehr hoch, und an anderen Stellen konnte der Boden wegen der darunterliegenden Lehmschichten das Regenwasser nicht aufnehmen. So standen viele Keller unter Wasser.

⁶⁶ Klages, Nachbarschaft, S. 58.

⁶⁷ Wulf Chronik, S. 8

⁶⁸ Siedlungsgeschichte. www.genossenschaft-fss-langenhorn.de

In einem Rundschreiben der Hamburger Heimstätten-Gemeinschaft vom Februar 1920 an die Mitglieder des Aufsichtsrates heißt es: „Eine Gruppe von Häusern ... zeigt sich als derartig schlagregendurchlässig, dass die Wände bei schlechtem Wetter (Regen mit Wind) innen total durchnässt sind und die Möbel Schaden leiden. Die Mieter klagen sehr und wollen zum Teil ausziehen. Die Baupolizei und die Wohnungspflege hat die Häuser besichtigt und den Zustand für gesundheitsschädlich erklärt.“⁶⁹

In einem Beitrag für den „Börner“ vom März 1933 werden diese Mängel aus der Sicht der Mieter aufgelistet:

- „1. Die Grundrissgestaltung der meisten Wohnungen, besonders der Reihenhauswohnungen, ist äußerst ungünstig und gibt leicht zu Differenzen der Bewohner untereinander Anlass.
2. Die meisten Wohnungen haben außer der Küche nicht einen Raum von befriedigender Größe.
3. Die schrägen Wände in den Obergeschossen aller Wohnungen und der ungünstig gestellte Schornstein in den Reihenhauswohnungen Typ II und III beeinträchtigen sehr die Raumausnutzung.
4. Die Bauweise ist trotz der Verwendung von Ersatzbaustoffen äußerst leicht; das gilt sowohl für die Außenwände als auch für die Dachkonstruktion, für die Innenwände und die Decken. Die damalige Milderung der baupolizeilichen Bestimmungen hat sich als schwerer Fehler erwiesen.
5. Nach neueren Feststellungen muss befürchtet werden, dass selbst die Fundierung nicht überall tief genug vorgenommen ist.
6. Die Isolierung der Wände gegen aufsteigende Feuchtigkeit ist z.T. unterblieben.
7. In fast allen Wohnungen schließen die Fenster und Außentüren nicht genügend dicht. Die Anordnung der Innentüren ist oft recht ungünstig.
8. Die Gipsdecken haben entweder zu schwache Schalung oder sind nur an Laten befestigt.

⁶⁹ Wulff, Werden, S. 34 f.

9. Die leichten Zwischenwände bieten nicht genügend Schallsicherheit. Die Folgen dieses Mangels sind, sowie sie nicht bereits genannt wurden oder sich von selbst ergeben:

Der Verbrauch von Heizmaterial ist bei der freien Lage der Siedlung und den unter 4., 6., und 7. genannten Mängeln sehr beträchtlich.“⁷⁰

Als Folge verlangte die Siedlergemeinschaft von der Hansestadt einen „Minderwertigkeitsfaktor“ von 67 Prozent.

Zur Behebung der Baumängel musste immer neues Geld bereitgestellt werden: Am 11. Juli 1923 mitten in der Inflation 3,5 Milliarden Mark, dann im August 1923 noch einmal 25 Milliarden. Das ging die ganzen 20er Jahre so weiter.⁷¹ Viele Mängel konnten nur durch Eigenleistung der Mieter behoben werden. Wegen der vielen Beschwerden setzte die Bürgerschaft 1924 einen Untersuchungsausschuss ein. Ihr Bericht war verheerend: „Die Kolonie [ist] als Ganzes verfehlt; die technischen Anordnungen und Ausführungen waren mangelhaft; in Einzelheiten hat die Bauaufsicht versagt; wertvolle Baumaterialien verschwanden durch Diebstahl.“⁷²

1928 beschloss der Senat, das Gebiet an die Kanalisation anzuschließen.⁷³ In der Begründung hieß es, die Abwässer und Fäkalien könnten nur schwer noch auf den Grundstücken entsorgt werden. Außerdem bestehe Gefahr von Methan-Explosionen. Bis 1931 waren die Siele fertiggestellt. Zugleich erhielten die Wohnungen Wasch- und Badeeinrichtungen.

In einem Bericht der Bürgerschaft vom März 1924 wurden die Mängel an der Heizungsanlage besonders kritisiert. In einem vorgelegten Gutachten hieß es: „Die Berechnungen beweisen, dass die eingebauten Heizeinrichtungen in keinem Falle auch nur den bescheidensten Ansprüchen genügen. Berechnet man den Brennstoffverbrauch (etwa 50 kg täglich) bei diesen Ofenleistungen, so kann das Urteil nur vernichtend ausfallen.“⁷⁴ Die städtische Bauleitung unterstrich dagegen, dass bei der Planung damit gerechnet worden sei, „dass in erster Linie Arbeiter, untere Beamte und Angestellte, also solche Familien dort an-

⁷⁰ Wulff, Chronik, S. 41.

⁷¹ Clasen, Staatssiedlung, S. 30.

⁷² zit. bei Warnke, Traum, S.42.

⁷³ Bürgerschaftsbeschluss 6. Juli 1928.

⁷⁴ zit. Wulff, Werden, S. 21.

gesiedelt werden sollten, von denen anzunehmen war, dass sie die Küche als Hauptwohnraum benutzen würden. Es wurde dementsprechend bei den Grundrissausbildungen aller Haustypen das Hauptgewicht auf eine geräumige Wohnküche gelegt.“ Diese Wohnküche sollte vollständig erwärmt. Die anderen Räume nur temperiert und die Schlafräume frostfrei gehalten werden.⁷⁵ Weiter hiess es: „Die vorgesehenen Heizungsanlagen hätten für Familien der obengenannten Art vollkommen ausgereicht. Im Laufe der Zeit sind aber viele Siedler anderer Stände nach Langenhorn verzogen, welche höhere Ansprüche am Beheizungsmöglichkeit stellen und in Sonderheit weniger Gewicht auf eine warme Wohnküche, als auf ein warmes Wohnzimmer legen.“ Längerfristig wurde aber die Aufstellung eiserner Öfen im Wohnzimmer beschlossen, was dann auch verwirklicht wurde.

Die Untersuchung von Alfred Hahn

Im Sommer 1920 untersuchte der angehende Arzt und Hygieniker Alfred Hahn die Siedlung im Rahmen seiner Dissertation.⁷⁶ Ziel war es, die Vor- und Nachteile unter dem Aspekt der Hygiene zu erforschen. Zu diesem Zeitpunkt war die Anlage noch eine Baustelle, erst ein Teil der neuen Bewohner war eingezogen. Verschiedene Langzeitauswirkungen konnten noch nicht festgestellt werden.

Positiv registrierte Hahn die freie Natur, viel Licht und frische Luft. Vor allem Kinder könnten in grüner Umgebung aufwachsen und brauchten sich nicht mit kahlen Spielplätzen zwischen Mauerwänden zufriedengeben. Er sprach von „Seelenhygiene“⁷⁷, vom „beruhigenden und erzieherischen Einfluss der freien Natur“, der „günstig für Nerven und Seele“ sei. Er mache die Menschen widerstandsfähiger gegen Krankheiten und allgemein leistungsfähiger. Es sei ein Gegensatz zu der „unruhevollen, lärmzerrissenen, heimatlosen Großstadt“.

Mit einer durchschnittlichen Höhenlage von 28 Meter seien die Häuser ungehindert der Sonne, aber im Winter leider auch kalten Winden ausgesetzt. Während des Baus habe sich ein teils sehr hoher Grundwasserspiegel herausgestellt. Drainagerohre mussten eingesetzt, Terrain aufgeschüttet und bei einigen

⁷⁵ Wulff, Werden, S. 21f.

⁷⁶ Alfred Hahn: Die Kleinsiedlung Langenhorn bei Hamburg, diss.med Hamburg 1920. Die Arbeit wurde im November 1920 vorgelegt. Hahn arbeitete am Hygienischen Institut der Stadt Hamburg.

⁷⁷ Hahn, Kleinsiedlung, S. 4

Häusern auf den Keller verzichtet werden. Es müsse sich erst noch herausstellen, in wie weit die Häuser der Feuchtigkeit ausgesetzt seien.

Positiv bewertet wurde die Zahl der Wohnräume: fünf einschließlich der Wohnküche und eine Gesamtfläche von 65 m² für die Reihenhäuser und bis zu 90 m² für die Doppelhaushälften. Damit würde die Ausbreitung von Krankheiten verhindert. Die Raumgestaltung trage zur „Entproletarisierung der Großstadtarbeiter“ bei. Bei der Abwassergrube hielt Hahn eine Infektionsgefahr für gering. Wenn es infektiöse Krankheiten im Haus gebe, hätten sich die Bewohner bereits vorher im Hause angesteckt. Im Krankheitsfall könne die Grube auch leicht desinfiziert werden. Einziger Nachteil sei die Geruchsbelästigung. Das System sei aber kostengünstig durch die Verwendung der Jauche im Garten als Dünger. Die Größe der Gärten von 600 m² sei auf den Jaucheanfall einer fünfköpfigen Familie berechnet. Haus und Garten bildeten eine Einheit. Gartenarbeit sei ein Beitrag zur „Volksgesundheit“.

Die Nordsüdausrichtung der Gärten Sorge für ausreichend Sonnenlicht. Damit die Gärten bei der geringen Häuserbreite nicht zu schmal würden, gab es Gärten auf beiden Seiten der Häuser. Über die Auswirkungen von Baumaterial und Heizungssystemen konnte sich Hahn noch kein genaues Bild machen, da die Siedlung noch keinen Winter überstanden hatte. Bemängelt wurde aber, dass keine doppelten Fenster eingebaut wurden. Die Verwendung von Hochofenschlacke im Beton und Kieselbeton verzeichnete er als positiv. Der Einsatz von Lehm habe sich nicht bewährt. Er schrumpfe und bilde Risse und habe im Ganzen die Arbeiten anstatt verbilligt, verteuert.

Begrüßt wurde auch die geplante Mitbestimmung und Mitverwaltung der Bewohner. Diese könne „wünschenswerte Rückwirkungen auf die gesamte Lebenshaltung hygienischer und sozialer bedeutungsvoller Art“ auslösen.⁷⁸

Hahns Fazit: „So ist auch in Langenhorn allen Hemmungen einer schweren Zeit zum Trotz wieder ein Teil des großen Gedankens verwirklicht worden, von dem viele einen mächtigen Anteil an dem Aufbau eines neuen Deutschlands, der Gesundung seines Volkes an Sitte, Geist und Körper erwarten.“⁷⁹

⁷⁸ Hahn, Kleinsiedlung, S. 40.

⁷⁹ Hahn, Kleinsiedlung, S. 40.

Die Schule

Die Gartenstadt-Bewegung hatte auch immer Gemeinschaftseinrichtungen wie ein „Volkshaus“ als zentrale Versammlungsstätte vorgesehen. In der Gartenstadt bei Nürnberg 1911 wurden ein Gesellschaftshaus, ein zentrales Waschhaus und eine Reformgaststätte verwirklicht.⁸⁰ Immer sollte aber die Schule eine zentrale Funktion übernehmen. Diese Art der Gemeinschaftseinrichtungen fehlte in Langenhorn fast ganz.⁸¹

Zuerst gab es keinen Versammlungsort. Man traf sich in dem alten Gasthaus „Zum Wattkorn“, das schon seit 1877 an der Tangstedter Landstraße bestand. Es hatte einen Gastraum und einen Kaffee-Garten. Der Besitzer Wilhelm Schwen (1880-1972) war über Hamburgs Grenzen bekannt als „Storchenvater Schwen“. Er pflegte verletzte Störche und anderes Getier und hielt sie zur Freude der Besucher wie in einem kleinen Zoo.

Ursprünglich waren zwei Schulen geplant, eine im Süden, eine im Norden. Die Gebäude sollten gleichzeitig mit den Wohnhäusern fertig sein. Schumacher legte nur einen Plan vor und zwar einen Atriumbau mit einem innen umlaufenden Flur und 16 Klassenräumen. Auf der einen Seite eine Turnhalle, die auch als Aula benutzt werden sollte. Der Stadt Hamburg war der Bau jedoch zu teuer. Die Planungen gingen an andere Architekten über.

Der Verzicht auf eine eigene Siedlungsschule war für Schumacher besonders schmerzlich. Für ihn hatte der Architekt auch erzieherische Aufgaben. In seinem 1920 erschienen Buch „Kulturpolitik“ schreibt der Architekt über das Schulhaus im Allgemeinen: „Was hier getan wird, spart zehnfache Mittel und Arbeit, die man von anderen Seiten des Lebens aus nach gleicher Richtung zu tun versucht.“ Später sei Kulturarbeit wesentlich schwerer: „Nur wenn wir das Werdende zu veredeln beginnen, kann eine Allgemeinwirkung vorausschauend Vorbild werden. ... Schon wenn sich an den Rändern der Großstadt der Volksschulneubau als erster fester Punkt ins Gewirr einzelner Hausgruppen vorschiebt, kann er für den Geist einer ganzen Gegend maßgebend werden und zum Erzieher seiner Umgebung emporwachsen.“⁸²

⁸⁰ Schollmeier, Gartenstädte, S. 170.

⁸¹ Der Autor bedankt sich bei Herbert Körtner für zahlreiche Informationen über die Schule.

⁸² Zit. Clasen, Staatssiedlung, S. 154.

Die Kinder der Siedlung mussten zuerst in eine weit entfernt liegende Schule an der Langenhorner Chaussee gehen. Dort war für sie die Nachmittagsschicht reserviert. Dann begann der eigene Unterricht in der Siedlung in einer Behelfsschule. In fünf Räumen sollten 17 Klassen im Schichtunterricht lernen. Im Sommer wurde manchmal aus der Not sogar im Freien unterrichtet. Trotzdem hatte man hohe Ideale. Das Motto nach Kant lautete: „Eltern erziehen gemeinschaftlich ihre Kinder nur so, dass sie in die gegenwärtige Welt passen. Sie sollen sie aber besser erziehen, damit ein zukünftiger besserer Zustand dadurch hervorgebracht werde.“⁸³

1921 entstand ein hufeisenförmiger Pavillonbau mit zwei Flügeln und einer Turnhalle in der Mitte. Die Turnhalle diente auch als Raum für Versammlungen und Kulturveranstaltungen. Der damalige Schulleiter Fritz Hüve schreibt: Es gab „Kammermusik, oft verbunden mit Gesang, Vorlesungen, Laienspiele und Bühnenspiele der Schüler und Schülerinnen. Alle wurden gut besucht. Die starke Welle des Bildungs- und Kulturstrebens, die sich nach dem Ersten Weltkrieg erhob, erfasste weite Kreise.“⁸⁴

Der Bau hatte aber zahlreiche bauliche Mängel. Auch gab es keine Zentralheizung. Jeder Schulraum hatte einen Ofen. 1927 wurde der Bau abgerissen und die Kinder mussten vorübergehend erneut die Süderschule an der Langenhorner Chaussee besuchen.

Schumacher kam 1927 erneut mit seinen Planungen in die Siedlung zurück. Im März legte er einen Entwurf für ein großes neues Schulgebäude vor. Im Dezember 1928 wurde mit dem Bau begonnen. Im Januar 1931 konnten die ersten Klassen einziehen. Es war eine Ironie, dass Schumacher, der durch seine zahlreichen richtungsweisenden 31 Schulbauten in Hamburg berühmt werden sollte, praktisch erst zehn Jahre nach dem Bau seiner eigenen Siedlung hier eine Schule bauen konnte.

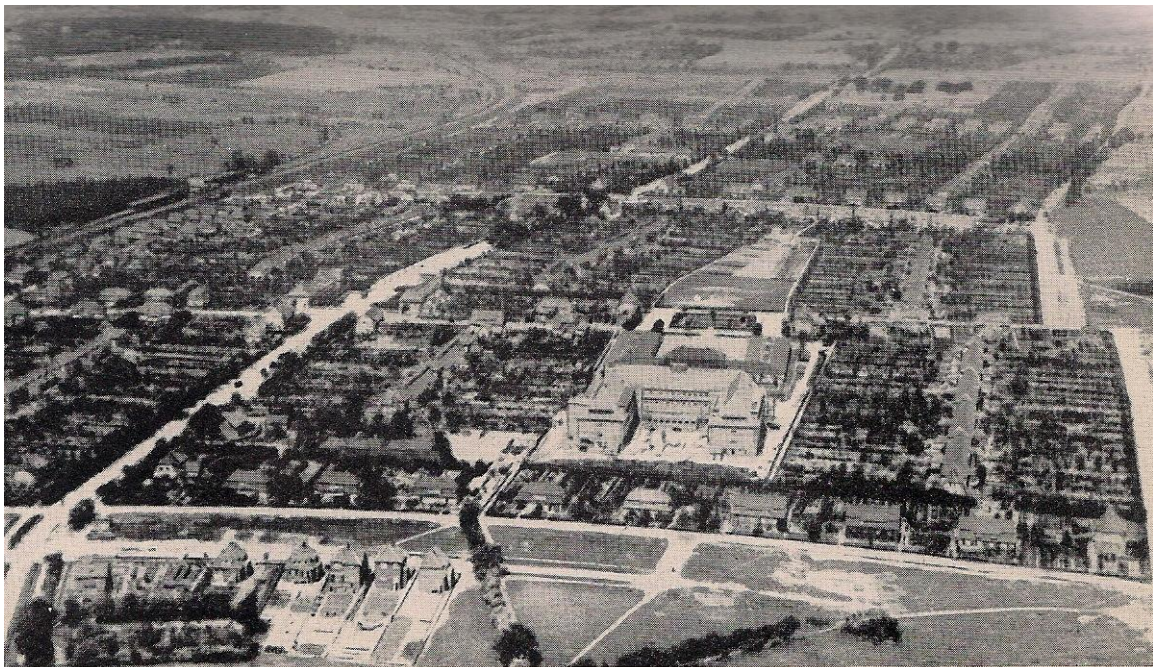
Ende der zwanziger Jahre schuf Schumacher im Rahmen des großen Hamburger Schulbauprogrammes noch zahlreiche andere Schulen. Die meisten hatten eine moderne neue sachliche Form. Die Fritz-Schumacher-Schule bildet dabei eine Ausnahme, vielleicht, weil die Siedlungshäuser selbst traditionell waren und ein modernes Gebäude nicht so gut da hineingepasst hätte. Der Stil erinnerte eher

⁸³ Clasen, Staatssiedlung, S. 17.

⁸⁴ 80 Jahre Fritz-Schumacher-Schule 1920-2000, S. 9.

an die Staatsbauten, die der Architekt noch vor dem ersten Weltkrieg geschaffen hatte. Schumacher selbst: Ich „habe ruhig das Steildach angewandt, wo die landschaftliche Umgebung oder die bestehende Bebauung dies als wünschenswert erscheinen ließ.“⁸⁵

Schumacher selbst schrieb über die Kulturarbeit der Schule im Oktober 1932 im „Börner“: „Es ist mir eine besondere Freude gewesen, dieser in Deutschland schwersten Jahren erwachsenden Kulturblüte in einem meiner letzten Bauten, dem großen Schulhaus Langenhorn, eine würdige Pflegestätte schaffen zu können.“⁸⁶ Laut Schumacher sollten die Lehrer für die Siedlungskinder aus der Siedlung selbst kommen. Deshalb hatte er eine „Personalunion“ zwischen Schule und Siedlung vorgesehen, genau so viele Lehrerwohnungen, wie für die Schule notwendig waren. Die Lehrerwohnungen um den so genannten Kastanienplatz hatten einen Raum mehr als die anderen Wohnungen, da die Lehrer ein Arbeitszimmer brauchten. Die Lehrer waren Siedler, wie die anderen Bewohner. Auch sie hatten einen Garten, den sie bebauen sollten. Sie waren Mitglieder der Siedlungsgemeinschaft. Die Lehrer waren führend in den kulturellen Einrichtungen, dem Bildungsausschuss, der Herausgabe der Siedlerzeitschrift, dem Theater und der Bücherei.



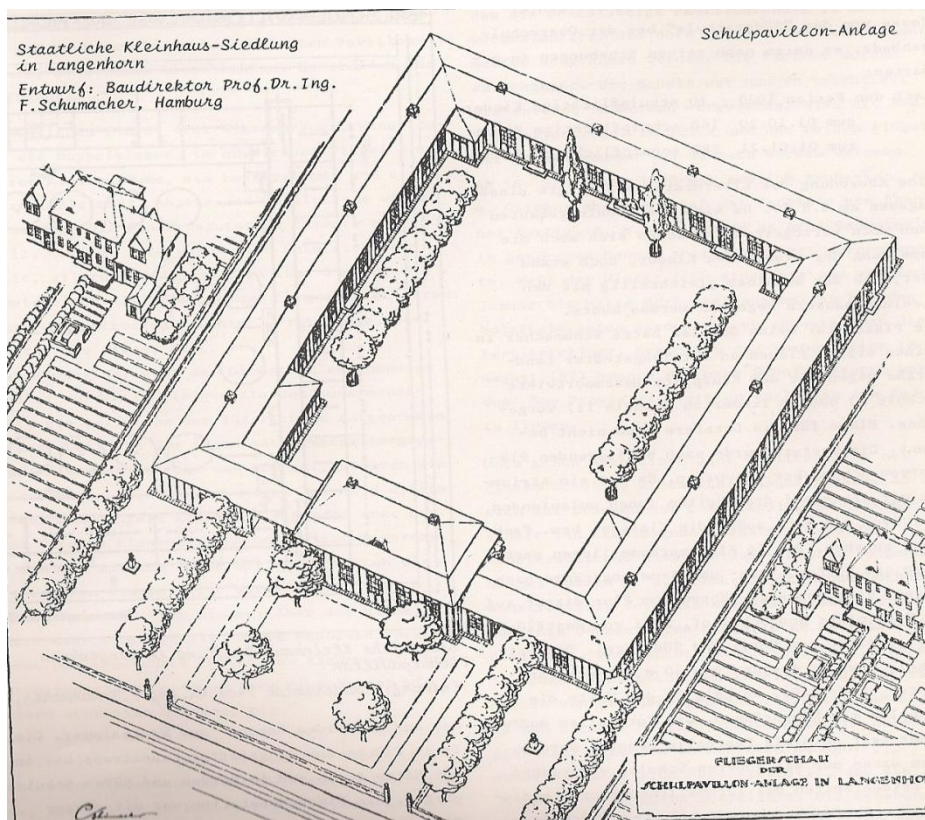
Luftbild der Siedlung nach dem Schulbau

⁸⁵ Fritz Schumacher: Stufen des Lebens, Stuttgart 1949, S. 481.

⁸⁶ zit. Clasen, Staatssiedlung, S. 96.

Bei anderen Gartenstadtprojekten hatte die Schule von vornherein im Mittelpunkt des kulturellen Lebens und der Bildungsarbeit gestanden. Nun lieferte die Schule auch einen Versammlungsort. Georg Clasen, selbst Lehrer an der Schule, schreibt: „In einer Siedlung wie der unsrigen ist der Zusammenhang zwischen Schule und Elternhaus um so inniger und wirksamer, je stärker die Elternschaft am geistigen und kulturellen Leben Teil hat. Die Geschlossenheit unserer Siedlung, die durch die wirtschaftlichen Verhältnisse der ersten Jahre fast zur Abgeschlossenheit wurde, war ein günstiger Boden für wertvolle Bildungsarbeit in und an der Gemeinschaft. Da Elternkreis und Siedlerkreis sich nahezu deckten, war die Bildungsarbeit der Schule von vornherein die der Siedlergemeinschaft. Arbeit und Ergebnis lassen sich vielleicht leitwortartig zusammenfassen in der Verbindung Gemeinschaft – Schule – Siedlungskultur. Es waren glückliche Jahre, in denen wir kulturell zusammenwuchsen.“⁸⁷

Bei der Einweihung 1931 bekam das Gebäude den Namen „Siedlungsschule“. Erst am 5. November 1944, zum 75. Geburtstag des Architekten wurde sie in „Fritz-Schumacher-Schule“ umbenannt.

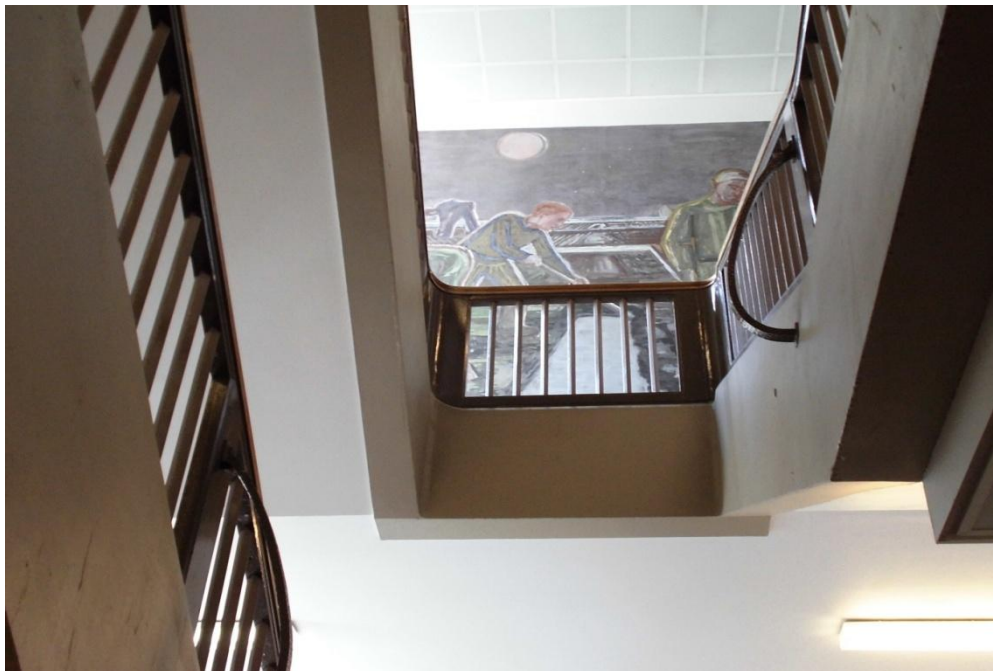


Schumacher-Skizze für Schule, nicht gebaut

⁸⁷ Clasen, Staatssiedlung, S. 96.



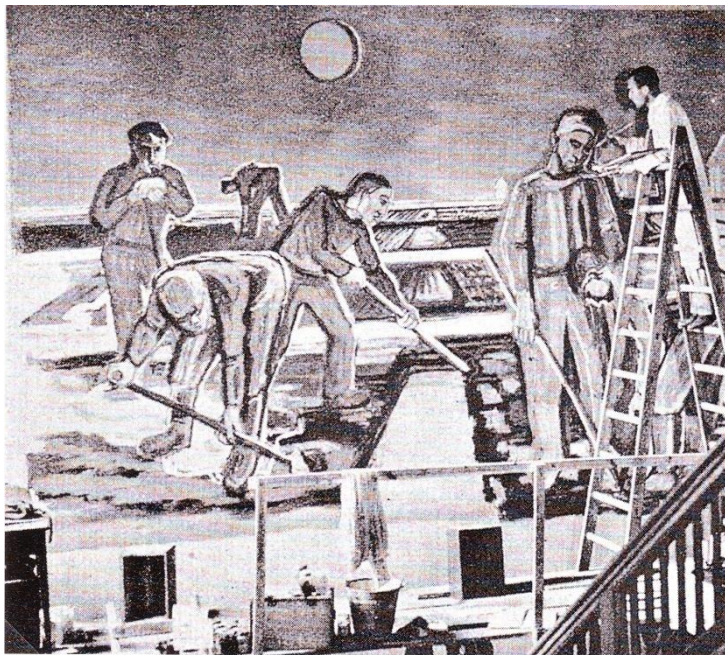
Fritz-Schumacher-Schule



Treppenhaus im Hintergrund Gemälde Bargheer



Landgewinnung (1936), Wandgemälde von Eduard Bargheer



Ein letzter offizieller Auftrag, während andere Bilder schon beseitigt wurden: Eduard Bargheer bei der Arbeit an dem Wandbild „Landgewinnung“ in der Fritz-Schumacher-Schule in Hamburg-Langenhorn, Foto, 1936

Schumacher legte auch großen Wert auf eine künstlerische Innenausstattung seiner Bauten. 1932 veröffentlichte er ein Buch mit 24 Wandbildern in seinen

Hamburger Staatsbauten, zumeist Schulen.⁸⁸ Stolz schrieb er: „Überblickt man diese vierundzwanzig Aufgaben, in denen sich Hamburg innerhalb von vier Jahren 1936 Wandmalerei entwickelt hat, so kann man nicht mehr von einem Experiment reden, sondern man darf ruhig sprechen von einer Bewegung.“⁸⁹

Schumacher war selbst an der Auswahl der Künstler und der Motive beteiligt. Zu den 24 Wandbildern gehört das Fresko „Pferdeführer“, das Otto Thämer (1892-1970) 1930 für die Langenhorner Schule malte. Thämer schuf auch noch Bilder für die Schumacher-Schule auf der Veddel und für die Schumacher-Volksschule Schaudinnsweg. Thämer malte bereits im Stil der Nationalsozialisten, für die er später verschiedene offizielle Werke schuf.⁹⁰



Otto Thämer: Pferdeführer (1936)

1936 schuf der Maler Eduard Bargheer (1901-1971) das Wandgemälde „Landgewinnung“ für die Schule.⁹¹ An seiner Stelle befand sich zuvor ein anderes

⁸⁸ Fritz Schumacher: Wandbilder in Hamburger Staatsbauten, Hamburg 1932, S. 24.

⁸⁹ Schumacher, Wandbilder, S. 21.

⁹⁰ So malte Thämer beispielsweise die 1935/36 erbaute Neuland-Halle des Adolf-Hitler-Koogs im Kreis Dithmarschen aus. Auch illustrierte er nationalsozialistische Propagandaschriften.

⁹¹ Zur Geschichte des Bildes: Erinnerungen von Johannes Böse, früherer Kunsterzieher an der Schule.

Wandbild mit dem Titel „Verfassungsfeier“ von Walther Schneider. Es war 1933 von der Siedlergemeinschaft, dem Schulverein und der Griffelkunstvereinigung bestellt und bezahlt worden. Das Bild zeigte die Szene zur Feier der Weimarer Verfassung mit viel schwarz-rot-goldenen Farben. Wenige Jahre später verlangte der Ortsgruppenleiter der NSDAP für Langenhorn die Entfernung des Bildes, und es wurde abgekratzt. Zuerst wünschte er ein neues Bild mit dem Motiv „Hitler unter Kindern“. Schließlich einigte man sich auf den Künstler Eduard Bargheer, der ein Bild zum Thema Blut und Boden schaffen sollte. Es trug den Titel „Landgewinnung“ und inspirierte sich an den Arbeiten zur Entwässerung des neben der Siedlung liegenden Langenhorner Moors, die gerade vom Arbeitsdienst stattfanden. Das Bild sorgte für Aufregung, einerseits unter manchen Siedlern, die es zu „bolschewistisch“ fanden, andererseits unter der nationalsozialistischen Führung, die es für „entartet“ hielten. Staatsrat Becker bezeichnete es als „Skandal“ und „Schweinerei“. Es sei keine „deutsche Landschaft“, es fehlten Bäume, die Menschen hätten müde Gesichter. Ein deutscher Arbeiter sei fröhlich, bemerkte er. Schließlich legte sich der Streit, und das Bild blieb an seiner Stelle. Für die Bezahlung Bargheers wurden die nationalsozialistischen Amtsträger im Norden Hamburgs zur Kasse gebeten: alle hatten 30 Mark zu bezahlen.

Da das Bild expressionistisch geprägt ist, widersprach es dem Kunstkanon des Nationalsozialismus. Bargheer stammte aus Finkenwerder, wo er für Schumacher Ende der 20er Jahre die dortige Gorch-Fock-Halle und einen Turm ausgemalt hatte. Die Wandbilder in der Gorch-Fock-Halle mussten übermalt werden.⁹² Dass er trotzdem 1936 den Auftrag für die Langenhorner Schule erhielt, zeigt das Schwanken, die Unsicherheit und Ignoranz, die in den ersten Jahren des Hitler-Regimes bei den Offiziellen bei der Einschätzung von Kunst herrschte.⁹³ 1937 wurde er offiziell für „entartet“ erklärt. 1939 suchte er Zuflucht in Italien, wo es keine Beschränkungen für moderne Künstler gab.⁹⁴

⁹² Schumacher hebt in seinem Buch „24 Wandbilder“ die gelungene Verbindung von „Gegenwarts- und Heimatmotiven“ bei Bargheer hervor. (S. 10).

⁹³ Über die inkonsequente Haltung des NS-Regimes gegenüber modernen Künstlern, siehe meine Arbeit: Jobst C. Knigge: Die Villa Massimo in Rom 1933-1943. Kampf um künstlerische Unabhängigkeit, Berlin 2013.

⁹⁴ Wolfgang Henze: Eduard Bargheer. Leben und Werk. Mit einem Verzeichnis des Gesamtwerks, Campione d'Italia, 1979.



Bauarbeiter 1933. Keramikarbeit von Jan Laß

Ein weiteres Kunstwerk ist das Keramikbild von Bauarbeitern, das auf Kacheln gemalt wurde. Jan Laß (1890-1958) war ein Künstler, der monumentale Figurenkompositionen in der nationalsozialistischen Zeit schuf.



Brunnen zwischen Klassenzimmern von Richard Kuöhl

Der Bildhauer Richard Kuöhl (1900-1961) war ein enger Mitarbeiter Schumachers und führte einen Großteil des Bauschmucks an den Staatsbauten des Architekten sowie auch in Fritz Högers Chilehaus aus.⁹⁵

Bildungsaufgaben

Da die Siedlung relativ weit vom Stadtzentrum mit seinen Kultureinrichtungen entfernt lag, musste die Kultur an die Siedler vor Ort gebracht werden. Es gab von Anfang an ein hohes, vor allem durch die Lehrerschaft getragenes Bildungsideal. Es herrschte Aufbruchsstimmung. Georg Clasen, Lehrer in der Siedlung hielt 1922 in der Zeitung „De Börner“ fest: „Wir Menschen von heute sind Halbmenschen. Wir haben unsere Seelen verkümmern lassen.“ Billige Unterhaltung: „Tanzsäle, Kneipen, Tingeltangel, Schundliteratur“ lehnte er ab. „Wir dür-

⁹⁵ Er formte im Nationalsozialismus heroisch-monumentale Denkmäler. Unter anderem stammt auch das umstrittene Kriegerdenkmal für die im Ersten Weltkrieg Gefallenen des 76. Infanterie-Regiments in Hamburg von ihm.

fen uns nicht zerstreuen, wir müssen uns sammeln! Wir müssen zu uns kommen und zu einander. Wir müssen einander helfen, wieder zu Vollmenschen zu werden.“ Damit waren die Bewohner, die vor allem aus der Arbeiterschaft stammten, möglicherweise überfordert.

Im November 1921 gab es den in vier Gruppen geteilten „Bildungsausschuss“.

1. Belehrende Abende. 2. Siedlungsbücherei. 3. Förderung der Kunst. 4. Spiel und Sport. Dazu kam 1927 eine Laien-Theatergruppe. Eine wichtige Rolle spielte auch die Griffelkunstvereinigung. Sie wurde 1925 von dem Langenhorner Lehrer Johannes Böse gegründet. Er hatte bereits zuvor eine Arbeitsgruppe „Übungen in Bildbetrachtung“ geleitet. Die Mitglieder der Vereinigung sollten günstigen Zugang zu echter Kunst, zu Originalgrafik erhalten. Das Einkommen der Mitglieder sollte dabei nicht das eines mittleren Beamten überschreiten. Für einen Vierteljahrsbeitrag von 3,50 Mark erhielten die Mitglieder eine Grafik. Die gezeichneten Bilder konnten sie sich bei den halbjährlich veranstalteten Ausstellungen aussuchen. Die Bilder durften aus Spekulationsgründen nicht weiterverkauft werden. Als Künstler wurden unter anderem verpflichtet: Erich Heckel, Oskar Kokoschka, Max Pechstein, Horst Janssen, A. Paul Weber, Franz Masareel, Eduard Bargheer und Ivo Hauptmann.⁹⁶ Die Vereinigung fing mit 79 Mitgliedern an, 1929 hatte sie rund 250 Mitglieder, 1932 sogar 560. Nach 1933 sank sie kurzzeitig ab. Aber als die Leute merkten, dass die Qualität der verpflichteten Künstler nicht absank, kamen neuen hinzu. 1944 waren es 1600, davon auch viele von außerhalb. 60 000 Grafikblätter wurden verteilt.⁹⁷ Die Leihbücherei war mit 500 Büchern im Jahr 1930 relativ bescheiden.

Klages stellt fest, dass schon bald auch verschiedene andere Bildungsmöglichkeiten nicht mehr auf die Siedlung beschränkt waren, wie die Teilnahme an der Volkshochschule. Die Siedlungsbücherei wurde an die Volksbücherei angeschlossen.⁹⁸

⁹⁶ Wilhelm Schade: Langenhorn, Vergangenheit und Gegenwart, Hambur 1979, S. 69.

⁹⁷ Clasen, Staatssiedlung, S. 120.

⁹⁸ Klages, Nachbarschaftsgedanke, S. 61.

Gemeinschaftsgrün

Hatte der Engländer Ebenezer Howard für seine ideale Gartenstadt im Mittelpunkt einen großen Park vorgesehen, so gab es auch in der Siedlung Gemeinschaftsgrün. Vom U-Bahnhof Langenhorn-Nord zog sich ein breiter Grünstreifen in Richtung Raakmoor, auf dem japanische Kirschbäume gepflanzt wurden. Die Anlagen hieß zuerst „Häben“, dann „Immenhöven“.

Die Siedlungsfläche hatte ursprünglich keinen größeren Baumbestand. Sie war weitgehend kahl. Wegen Geldmangels gab es zuerst keine Bäume längs der Straßen. Sie wurden teilweise von den Siedlern selbst gepflanzt. Zumeist waren es Obstbäume. Erst 1926 kümmerte sich die Stadt um Anpflanzungen. Die Stadt meinte, es handelte sich um eine ländliche Siedlung mit viel Agraranteil, da käme es auf ein gepflegtes und schönes Aussehen nicht an. Es dauerte lange, bis der Schumacher-Plan für eine Heckenbeflanzung mit Buchen durchgesetzt wurde. Zuerst gab es Lattenzäune zur Begrenzung der Gärten.

Soziale Aufgaben

Immer wieder galt es, notleidenden Siedlern zu helfen. Viele gerieten während der Inflation in Schwierigkeiten. Dann kam die Weltwirtschaftskrise. 1929/30 war in 150 Familien der Vater arbeitslos.⁹⁹ Es gab einen „Wohlfahrtsausschuss“, der mit Sammlungen und Spenden die Ärmsten unterstützte und Kinder speiste.

Die „Wirtschaftsgenossenschaft Hamburg-Langenhorn“ war dem Raiffeisen-Verband angeschlossen. Sie war zuständig für gemeinsamen Wareneinkauf, Sparen und Kreditvergabe. 1933 musste sie Konkurs anmelden. Viele verloren dabei ihre Ersparnisse.

Die Nationalsozialistische Zeit

1933 verlor die Siedlung ihre Eigenständigkeit. Sie wurde gleichgeschaltet. Ihr Name lautete nun „Staatliche Kleinhaussiedlung Langenhorn“. Schumacher wurde im Mai 1933 aus seinem Amt entfernt, obwohl er sich selbst als „unpoli-

⁹⁹ Clasen, Staatssiedlung, S. 54.

tisch“ bezeichnete. Er gehörte der Deutschen Demokratischen Partei DDP an, hatte aber auch eng mit SPD-Behörden zusammengearbeitet.¹⁰⁰

Sein Nachfolger wurde der bisherige Bausenator Karl Köster. Dieser war ein Befürworter des Siedlungsgedankens mit Einzelhaus und Garten. Dabei spielte die NS-Ideologie von Blut und Boden und Bindung an die Scholle eine Rolle. Aber auch in der NS-Zeit war eine Rückkehr zur vorherrschenden Flachbausiedlung aus ökonomischen Gründen nicht möglich.

Der Vorstand der Siedlergemeinschaft verabschiedete sich in einer mutigen Botschaft an die Siedler, die in der letzten Ausgabe des „Börners“ (Mai/Juni 1933) veröffentlicht wurde. Sie ist eine Gratwanderung gegenüber den neuen Machthabern und den anstehenden Veränderungen. Nur ab und zu wird auf die NS-Werte Bezug genommen: die verallgemeinernde Volksgemeinschaft. Aber man wollte nicht voll in ihr aufgehen, man wollte die Siedlung lieber als eigenständige „Zelle“ sehen. Bisher hatte man den Gemeinnutz immer nur in Bezug auf die Siedlungsgemeinschaft gesehen, nun sollte der Gemeinnutz vor allem der des Staates sein. Die in sich abgeschlossene Siedlungsgemeinschaft sollte gesprengt werden.

Hier nun wegen seiner Bedeutung der vollständige Text der Abschiedsbotschaft des Vorstandes:

„Angesichts der grundstürzenden Änderungen, die wir erleben, ist es unsere Pflicht als Siedlergemeinschaft, uns rückschauend zu besinnen, ob der Grund, auf dem wir bauten, ein guter war. ‚Gemeinnutz geht vor Eigennutz!‘ ist eine Hauptforderung des neuen Staates. Rückhaltlos bekennen wir uns zu ihr. Niemals hat bei uns ein anderer Grundsatz gegolten. All unser Tun und Handeln wurde durch ihn bestimmt. Es konnte gar nicht anders sein!

Eine tiefe Sehnsucht drängte seinerzeit uns alle hinaus, uns Hand- und Geistesarbeiter, um uns zu befreien vom Druck der Stadt. Liebe zur Natur und zur Scholle haben uns in die Siedlung geführt. Wir haben gearbeitet. Weite Strecken öden, unfruchtbaren Landes sind in blühende Gärten verwandelt durch unserer Hände Arbeit. Unermüdlich arbeiten wir weiter. Geht in unsere Häu-

¹⁰⁰ Dirk Schubert weist darauf hin, dass es eine Legende sei, dass die Baupolitik in Hamburg in den 20er Jahren von der SPD geprägt gewesen sei. Vielmehr seien es die Vertreter der DDP und Deutschen Volkspartei DVP gewesen. (Dirk Schubert: Fritz Schumacher. Pragmatiker, Visionär und konservativer Modernisierer, in: „Flandziu“, Jg. 6/Heft 2, 2014, S. 15).

ser! Sie zeugen von liebevoller Pflege. Unter Entbehrungen sind sie unter vielen Kosten um- und ausgebaut worden zu wahrhaften Heimstätten. Schön ist unsere Siedlung geworden! Trostlos waren die Verhältnisse als wir in der Zeit zwischen Kriegsende und Inflation hinauszogen. Mit unermüdlichem Opfersinn haben wir um Verständnis gerungen. Man wollte die baulichen Mängel nicht sehen; harte Widerstände mussten in mühsamer Kleinarbeit gebrochen werden. In gemeinschaftlichem Zusammenstehen gelang es, und dankbar wollen wir auch die Aufbauarbeit des Hamburger Staates anerkennen.

Gar zu leicht vergessen wir schlimme Dinge, wenn sie hinter uns liegen! Gar manches machte uns oft das Aushalten schwer und vergällte unsere Freude, der Stadt entronnen zu sein. Erinnert ihr Euch der nassen Keller und faulenden Kellerbalken? Der herabstürzenden Zimmerdecken und großen Risse in den Wänden, der wasserdurchlässigen Mauern und unbrauchbaren Heizanlagen? Der Knicks und Gräben in den Gärten? Der argen Verkehrsverhältnisse zur Stadt und der trostlosen Wege nach Alt-Langenhorn? Der all die Jahre fortgesetzten Kämpfe um gerechte Mieten? Die meisten Übelstände sind beseitigt worden. Zäh und unverdrossen haben wir in gemeinsamer Arbeit allen zu Nutz Material gesammelt und verhandelt. Aus der Gemeinschaft wuchs eine Kraft, die durch keinen Misserfolg zu lähmen war. Nicht für den eigenen, sondern für den ‚gemeinsamen‘ Nutzen wurden alle Kräfte der Siedlung eingesetzt. Es war ein erhebendes Gefühl: eine geschlossene Siedlergemeinschaft in gemeinsamen Streben hinter selbstgewählten Führern!

So konnte der Erfolg nicht ausbleiben: Schön ist unsere Siedlung geworden! Wir lieben unsere Heimstätte, fühlen uns aufs innigste verbunden unserem Stückchen Erde, das unsere Mühe und unseren Schweiß mit Freude und Frucht segnet. Uns Arbeitern des Geistes und der Hand ist der Spaten zum Sinnbild der Arbeit und der Heimat geworden. Arbeiter sind wir und Bauern.

Eine kleine lebendige Zelle im großen Aufbauwerk der Volksgemeinschaft glauben wir zu sein! Unlöslich verbunden mit unserem Wachsen entfaltete sich reges geistiges Leben. Wieder standen wir zusammen im Dienste der gemeinsamen Sache: seht die Ausschüsse und ihre Arbeit! Mit welcher Liebe und Hingabe hat der Bildungsausschuss seine vielen Abende der Unterhaltung, der Freude und Erbauung vorbereitet und durchgeführt. Aus unserer Mitte schloss sich der Kreis der Laienspieler zusammen, entsprang die Griffelkunst-

Vereinigung! Sie öffneten uns die Pforten zu den Heiligtümern der Kunst. Volkshochschul-Kurse kamen unsern Bedürfnissen nach Wissen entgegen. Und Mittelpunkt dieser ganzen Arbeit die Schule, unsere Schule, deren Lehrerschaft uns verbunden ist. Deren Kinder, unsere Kinder, uns mit ihren Darbietungen so oft für Stunden von den Sorgen des Alltags befreit haben! Deren Eltern, wir Eltern, auch die ärmsten noch, im Schulverein durch ihr Scherflein Segen spenden für die geistige und körperliche Entwicklung der Kinder.

Eine kleine lebendige Zelle im Aufbauwerk deutsche Kultur glauben wir zu sein. Und auch am Aufbauwerk sozialen Müssens glauben wir mitgeholfen zu haben. Alle sozial tätigen Vereinigungen in der Siedlung haben durch ihren Zusammenschluss in der Langenhorner Nothilfe die Not aller Leidenden zu lindern versucht. Zwanzig deutsche Grenzlandkinder waren im Vorjahr liebevoll aufgenommene Gäste der Siedlung. Wir haben bis an die Grenze unserer wirtschaftlichen Kraft zu leisten versucht, was unser Gemeinschaftsgefühl von uns verlangte. Wir schauen zurück auf unsere Arbeit in dem Bewusstsein, zu einem Teile und nach unseren Kräften mitgeholfen zu haben, eine Zelle deutscher Volksgemeinschaft gesund und lebenskräftig zu gestalten und zu erhalten. Das war unser Streben und wird es künftig sein müssen nach dem schönen Goethe-Wort: Wie fruchtbar ist der kleinste Kreis, wenn man ihn wohl zu pflegen weiß.“¹⁰¹

Ende Juni 1933 wurden alle Organisationen innerhalb der Siedlung aufgelöst oder gleichgeschaltet. Die Verwaltung ging über in die Hamburger Wohnungsgemeinschaft, abgekürzt Ha-Wo-Ge. Die Siedlergemeinschaft ging auf im „Reichsbund der Kleingärtner und Kleinsiedler Deutschland e.V.“ Der Gemeinschaftsgedanke war den Nazis jedoch besonders lieb, vor allem in der Idee der Volksgemeinschaft mit ihren verschiedenen Zellen. So kündigte der „Siedlungsführer“ im März 1933 den Börnern an, „die Entfaltung der Siedlungsidee solle im Sinne der nationalsozialistischen Weltanschauung“ fortgeführt werden.¹⁰² Der „Siedlungsführer“ Walter Fabian war natürlich Parteimitglied und vom Regime eingesetzt. Er wurde zuerst vom Ortsgruppenleiter bestimmt und später gewählt. Die Vorsitzenden der Ausschüsse wurden vom Siedlungsführer bestimmt. Die Ortsgruppe war nicht auf die Siedlung begrenzt, sondern ging über ihren Rahmen hinaus.

¹⁰¹ Clasen, Staatssiedlung, S. 128 ff.

¹⁰² Wulf, Chronik, S. 72.

Insgesamt 50 Familien, mussten aus politischen Gründen die Siedlung verlassen. Ihnen wurde gekündigt, wer dagegen rebellierte kam ins KZ-Fuhlsbüttel. Die Wohnungen wurden an verdiente NDSAP-Mitglieder vergeben. Der jüdische Siedlungsarzt Dr. Einstein musste seine Praxis schließen.¹⁰³

Die Siedlung galt aber als Widerstandsnest. Man produzierte und verteilte Flugblätter, malte Parolen an Hauswände. Von Herbst 1934 bis Anfang 1935 gab es mehrere Verhaftungswellen. 73 Männer und Frauen kamen ins KZ Fuhlsbüttel. Dann folgten Prozesse. Viele wurden zu langjährigen Gefängnisstrafen verurteilt. In der Straße Wattkorn No. 15 gibt es einen Stolperstein für Adele Rühl, geb. Weintraub. Als Jüdin wurde sie zuerst ins KZ Fuhlsbüttel gebracht und 1943 in Auschwitz ermordet.



Auch die Schule wurde „gesäubert“. Zu stark links engagierte Lehrer wurden entlassen. Ihnen wurde marxistische Propaganda und Verhetzung der Schüler vorgeworfen. Der Schulleiter John Barfaut wurde entlassen. Ein Bild mit dem Titel „Verfassungsfeier“ des Malers Walter Schneider, das im Treppenhaus hing, wurde verbannt. Es gab ein weiteres umstrittenes großes Wandgemälde des gemäßigt-expressionistischen Malers Bargheer, das Torfstecher aus dem

¹⁰³ Über den Widerstand in der Siedlung und die Repression: siehe Warnke, Traum.

Langenhorner Moor darstellte. Den Nazis galt das Bild wegen seiner Modernität als „entartet“. Es blieb aber nach einigen Diskussionen erhalten.

Was noch an Gemeinschaftsgefühl da war, wurde unterminiert durch Misstrauen zwischen den Bewohnern. Man fühlte sich durch das Blockwartssystem dauernd kontrolliert und fürchtete Bespitzelung und Denunziation durch die Nachbarn.

Auch die anderen Gartenstädte wurden „gleichgeschaltet“. Kristiana Hartmann schreibt über Hellerau: „Die ländlich-mystifizierende Komponente Helleraus wurde von den nationalsozialistischen Drahtziehern für ihre Ziele missbraucht. Das emanzipatorische und demokratische Element wurde unterdrückt.“¹⁰⁴

Gleichzeitig fand seit Anfang der 30er Jahre eine Bebauung direkt neben der Siedlung statt. Es entstand die Herzmoor-Siedlung mit unterschiedlichem Baubestand. Auch an den anderen Rändern wurde gebaut. Die äußere Begrenzung der Fritz-Schumacher-Siedlung wurde verwischt. Die Bewohner der anderen Gebiete schickten ihre Kinder in die Siedlungsschule. So verlor sie ihren exklusiven Charakter.

Die SS-Kaserne

Im Sommer 1935 wurde durch den Reichsarbeitsdienst die Tangstedter Landstraße ausgebaut. Dabei ging es auch darum, das Baumaterial für die 1937-38 am nördlichen Rand der Siedlung errichtete große SS-Kaserne heranzuschaffen. Die Kaserne beherbergte die SS-Standarte „Germania“, die sich 1938 am Einmarsch in Österreich und 1939 in Tschechien beteiligte, später auch die SS-Brigade „Danmark“ aus dänischen Freiwilligen. Die weitgehend linksgerichteten und oppositionellen Siedlungsbewohner empfanden die Kaserne für sich als einschüchterndes „drohendes Wahrzeichen“.¹⁰⁵ Nach 1945 wurde die Kaserne Krankenhaus. Der große Adler über dem hohen Eingangstor wurde abmontiert.

¹⁰⁴ Kristiana Hartmann: Deutsche Gartenstadtbewegung, München 1976, S. 97.

¹⁰⁵ Clasen, Staatssiedlung, S. 136.



Die Kaserne kurz nach ihrer Fertigstellung

Die Badeanstalt

Schon seit 1912 gab es für die Alt-Langenhorner eine Badeanstalt. Es war ein ausgebaggerter ovaler See von einer Größe 40 mal 50 Meter und einer maximalen Tiefe von 1,80 Metern. Er war von dem Bornbach durchflossen. Es gab einen Mitteldamm, der den Teil für Frauen von dem für Männer trennte. Die meist linksgerichtet-fortschrittlichen Bewohner der neuen Siedlung kannten die Sittlichkeitsbedenken der konservativen Polizeibehörden nicht und drangen auf eine Aufhebung der Geschlechtertrennung, die tatsächlich 1928 erfolgte. Inzwischen war das Bad aber so stark verschlammt, und durch eine Bächeregulierung hatte sich der Wasserstand so weit abgesenkt, dass an eine Benutzung kaum noch zu denken war.

Beim Bau der neuen Schule von Fritz Schumacher sollte es eine eigene Schwimmhalle geben. Das Projekt wurde aber wegen Geldmangels aufgegeben. Die Nationalsozialisten, die das Wohlwollen der weitgehend sozialistisch orientierten Bewohner erst gewinnen mussten, sahen eine Gelegenheit, mit der Schaffung eines modernen neuen Bades Zustimmung zu gewinnen. Im Mai 1934 wurde der Bau beschlossen. Geschaffen wurde ein großes Becken von 80 mal 50 Meter mit hölzernen Spundwänden, aufgeteilt für Schwimmer und

Nichtschwimmer und ein Planschbecken für kleinere Kinder. Am 1. Juli 1935 konnte das Familienbad eröffnet werden.

Die örtliche NSDPA-Leitung setzte sich dafür ein, dass die Siedlergemeinschaft selbst die Verwaltung übernehmen sollte. Das sollte das Gemeinschaftsgefühl stärken. In dem Schreiben der NSDAP an die Polizeibehörden hieß es: „Im Hinblick auf die politische Arbeit in der Staatssiedlung Langenhorn und die auf diesem Gebiet liegenden Schwierigkeiten dürfte diese Regelung, welche die Personalunion mit der politischen Leitung bringen würde, geeignet sein, alle Gegensätze weiterhin zu überbrücken und damit der Volksverbundenheit zu dienen.“

Das Bad wurde ein großer Erfolg. Die Eintrittspreise waren mit 30 Pfennig für eine Dauerkarte ausgesprochen niedrig. Die Verwaltung wurde vor allem ehrenamtlich erledigt. Bereits im ersten Jahr 1935 kamen 114 000 Besucher. 1936 gab es den niemals mehr erreichten Rekord von 204 000 Badegästen. Im Krieg übernahm das staatliche „Amt für Leibesübungen“ das Bad.¹⁰⁶ Das Bad besteht wenig verändert als „Naturbad Kiwittmoor“ noch heute.

¹⁰⁶ Dieser Abschnitt basiert weitgehend auf der Arbeit von Klaus Bocklitz: Die Geschichte des Naturbades Kiwittmoor. www.naturbad-kiwittmoor.de

Aus Sumpf wird Gartenland

So wandelt sich das Antlitz Langenhorns – Landgewinnung vor den Toren der Stadt – Berge werden abgetragen – Eine Badeanstalt öffnet ihre Pforten

Vor 20 Jahren noch war Langenhorn ein ländliches Idyll vor den Toren Hamburgs. Wer damals von der Stadt in Richtung Ohlsdorf und Rahlstedt fuhr, sah Strohdachhäuser, moorige Tiefen und sandige Hügel. Unweit der Staats-Krankenanstalten führten die Hasen ein beschauliches Dasein, wenn nicht die Jäger knallend durch die Gegend zogen.

Vor zehn Jahren entstand in Langenhorn die erste Siedlung, die vor allem kinderreiche Familien aus der Stadt aufnahm und inzwischen zu einer schmunzigen, gepflegten Wohngegend gewachsen ist.

Im Laufe der letzten Jahre hat sich das Bild nun so gewandelt, daß es sich lohnt, mit der Erinnerung an vergangene Tage durch die Gegend zu streifen. Eine Lösung aus der beschaulichen Stille brachte wohl zuerst die Hochbahn, deren hoher Damm zwischen Langenhorn-Nord und Ohlsdorf die Landschaft schneidet. Und vor allem war es der Flugplatz in Fuhlsbüttel, der Leben in die Bude brachte. Ununterbrochen schweben die stolzen Vögel über den blühenden Gärten, den neugegründeten Landhäusern und den moorigen Niederungen.

Aber mit der moorigen Tiefe und den sandigen Höhen wird es bald ein Ende haben. Wer in diesen Tagen Langenhorn besucht, kann eine Arbeit von gewaltigem Ausmaß bestaunen. Eingeschlossen von dem schon früher fertiggestellten Baugelände am Bornweg und Riechmoor, vom Bahndamm und der Tangstedter Landstraße liegt eine sumpfige Moortiefe, das sogenannte Didmoor. Ein Bach fließt hindurch. Der Didmoor- oder Bornbach, der weiterhin in die Tarpenbek fließt.

Dieses ganze Gelände soll nun aufgeschloffen werden. Das bedeutet, daß Entwässerungsgräben gezogen und das Land aufge-

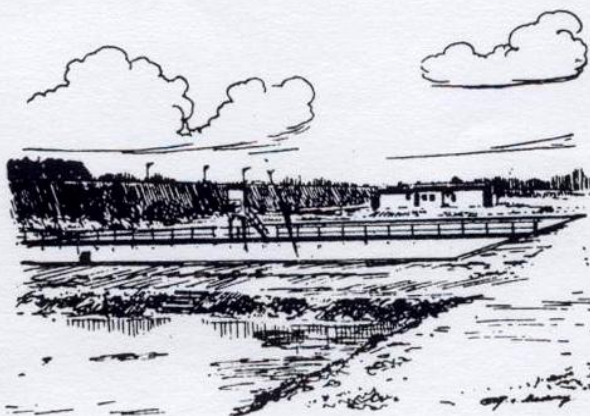


höht werden muß. Seit dem 14. Oktober sind die Arbeitskolonnen am Werke und schon heute kann man sich eine Vorstellung von dem Kommenden machen. Aufschleßen des Geländes, das bedeutet, daß sandige Höhen verschwinden und aus dem Sumpf ein festes Baugelände geschaffen wird. Das bedeutet 365 000 cbm Bodenbewegung. Mit dem Durchstoß der „Hohen Siebt“, einer Sandhöhe, die sich bis zu acht Meter über Straßenhöhe erhebt und eine schwere Belastung für den Fuhrwerkverkehr nach Glashütte darstellte, begann das Werk. Ununterbrochen bringt die Feldbahn die Sandmassen von der Höhe in das Moor. 22 Züge zu 12 Loren rollen täglich in das Sumpfgelände.

190 Pflicht- und Wohlfahrtsarbeiter leisten hier eine Arbeit von größter Bedeutung. Vor Jahren dachte man einmal daran, das Moor als Naturschutzpark für Wasservögel einzurichten. Jetzt hat man den Bach eingefangen, hat verschiedene Staubecken gebaut und vor allem eine große Badeanstalt errichtet. Auch diese dient in erster Linie als Rückhaltebecken für die Wassermassen und so wird das Nützliche mit dem Angenehmen verbunden.

Inzwischen ist die neuerbaute Badeanstalt eröffnet worden. Ein großes 50×50 m messendes Schwimmbassin, das bis zu drei Meter Tiefe aufweist, ist fertiggestellt. Daran schließt sich das Becken für Nichtschwimmer und weiter eine geräumige Planschanlage für die Kleinsten. Die ganze Anlage mißt 230×220 Meter und wird eingefasst von Strandgürteln, Spielwiesen und Grünanlagen.

Inzwischen wird auch an der Planung weiter gearbeitet und im Laufe von drei Jahren wird die Gegend ein anderes Gesicht tragen. Neue Straßenzüge entstehen, einzelne Strohdachhäuser werden verschwinden und anstatt der öden, einsamen Fläche werden wir helle Siedlungshäuten finden.





Sommerbad Langenhorn

Der Krieg

Zum Luftschutz wurde ein einziger Rundbunker an der Tangstedter Landstraße gebaut. Er reichte aber bei weitem nicht aus, um allen Bewohnern Schutz zu bieten. Bis auf eine Bombardierung blieb die Siedlung weitgehend verschont. Am 30./31 Juli 1943 wurde ein Reihenhause an der Tangstedter Landstraße 191 von Bomben getroffen. 19 Wohnungen gingen verloren.

Nach der großen Bombardierung Hamburgs im Sommer 1943 strömten viele Obdachlose in die Siedlung, wo sie bei Verwandten und Freunden aufgenommen wurden. So war die Siedlung bei Kriegsende völlig überfüllt. In der direkten Nachkriegszeit wurden wegen des Brennstoffmangels viele Bäume abgeholzt. Clasen schreibt: „Die bewegte Landschaft um uns herum ist nun zu einer Steppe geworden, zu einer knick- und baumlosen Ebene.“¹⁰⁷

¹⁰⁷ Clasen, Staatssiedlung, S. 141.

Die Kirche

Die große Mehrzahl der Bewohner rechnete sich der Sozialdemokratischen Partei oder der KPD zu. Sie waren meist anti-kirchlich. Schon im ursprünglichen Bebauungsplan Schumachers war keine Kirche vorgesehen. Geplant war ein Gemeindehaus, das auch für kirchliche Zwecke genutzt werden sollte. Es wurde aber nicht gebaut. 1921 suchte ein Pastor eine Wohnung in der Siedlung. Er erhielt ein halbes Doppelhaus, aber nur nachdem der Alleinstehende noch eine andere Familie aufgenommen hatte. In seinem Haus hielt er notdürftig kirchliche Amtshandlungen und kleine Gottesdienste ab. In der Schule war er unerwünscht, und auch die Lehrer wollten keinen Religionsunterricht geben.¹⁰⁸

Schließlich erhielt der Pastor einen Raum im Verwaltungsgebäude der Siedlung. Es gab aber weiter eine starke Ablehnung. Jugendliche warfen ihm die Fensterscheiben ein. 1929 sollten die „Börner“ darüber abstimmen, ob „ein dringendes Bedürfnis“ für ein von der evangelischen Kirche beantragtes Gemeindehaus bestehe. Das Pfarramt Fuhlsbüttel-Langenhorn warnte vor der Abstimmung in einem Flugblatt vor einer Neinstimme. Ein Nein verstoße gegen den Verfassungsgrundsatz der freien Religionsausübung.¹⁰⁹ Weiter hieß es: „Im Übrigen ist für die Richtigkeit des Abstimmungsergebnis keinerlei Sicherheit gegeben und jedem Terror Tür und Tor geöffnet.“ Im März 1929 hieß es im „Börner“, ein allgemeines Volkshaus sei notwendiger. Schließlich wandte sich die überwiegende Zahl der Bewohner gegen eine eigene Kirche: 1445 stimmten mit nein, 516 mit ja.¹¹⁰ 1934 konnte dann doch ein Gemeindehaus eingeweiht werden, aber auch unter den Nazis führte die Kirche ein Schattendasein. 1939 musste die Kirche schon wieder ausziehen und erhielt lediglich zwei Zimmer zugewiesen.

Nach dem Krieg konnte man sich in einem Saal der Fritz-Schumacher-Schule treffen. Erst am 9. Mai 1954 wurde die erste eigene Kirche in der Siedlung, die Broder-Hinrick-Kirche eingeweiht. Sie wurde nach dem Mönch Heinrich von Zütphen benannt, der im 16. Jahrhundert in der Gegend den Märtyrertod gefunden hatte.

¹⁰⁸ Wulf Chronik, S. 172.

¹⁰⁹ Wulf, Chronik, S. 48 f.

¹¹⁰ Wulf, Chronik, S. 49.



Die Broder Hinrik Kirche

Ist die Siedlung eine „Gartenstadt“?

Fragt man die Langenhorner selbst, so sind sie überzeugt, dass sie in einer „Gartenstadt“ leben.¹¹¹ Der Begriff „Gartenstadt“ bedeutet aber mehr als eine Siedlung mit Gärten. Schumacher selbst hat seine Langenhorner Siedlung nie als „Gartenstadt“ bezeichnet, obwohl sie rein äußerlich anderen Gartenstädten aus der Zeit zu Anfang des vergangenen Jahrhunderts ähnlich sieht.¹¹²

Um die Frage, ob es sich hier um eine „Gartenstadt“ handelt, folgt ein kleiner Exkurs über diese Art der Siedlungs- und Bauform.

Die Gartenstadt-Bewegung war eine Gegenbewegung gegen zur massiven, durch die Industrialisierung bedingten Urbanisierung nach 1870. Es gab ein

¹¹¹ So Bernd Brunhöver, Vorstand der Genossenschaft, gegenüber dem Autor.

¹¹² In der Zeitschrift „Gartenstadt“ 15. Jg. 1931 Heft 1 und 2 wurde „angesichts der sehr verschiedenen Auffassungen und sogar angesichts des häufigen Missbrauchs“ eine Diskussion zur Begriffsbildung Gartenstadt und Großsiedlung angestoßen, an der auch Schumacher teilnahm.

starkes Bevölkerungswachstum. 1816 wurden auf dem Gebiet des späteren Deutschen Reiches 23 Millionen Menschen gezählt. 1871 waren es 41 Millionen und 1915 67 Millionen, davon lebten beim Ausbruch des Ersten Weltkrieges 60 Prozent in Städten über 2000 Einwohnern. In Hamburg wurden 1816 155 000 Einwohner gezählt. 1910 waren es über 900 000. Der Wohnungsbau erfolgte meist ohne Steuerung ausschließlich von privater Hand.

Es entstanden in den Großstädten die berüchtigten „Mietskasernen“ mit oft sehr mangelhaften hygienischen Zuständen. Sie wurden für Tuberkulose, Cholera, Kriminalität, Alkoholismus und die Auflösung der Familie verantwortlich gemacht. Die ersten Stadtreformer traten schon relativ früh auf den Plan, so die Gräfin Dohna-Poninski, die 1874 unter dem Pseudonym Arminius das Buch „Die Großstädte in ihrer Wohnungsnoth und die Grundlagen einer durchgreifenden Abhilfe“ veröffentlichte.

In der Gartenstadt-Bewegung liefen sozialistische Ideen von Sozialreform und bürgerliche Ideen der Lebensreform zusammen. Der entwurzelte Mensch sollte zurück zur „Scholle“ kehren.

Entscheidend aber waren Anstöße aus England. Hier entstanden die ersten exemplarischen, aus Paternalismus hervorgegangenen grünen Werkssiedlungen wie Bournville 1895 um die Cadbury Fabrik am Rand von Birmingham oder Port Sunlight 1892 um die Lever-Seifenfabrik in der Nähe von Liverpool. Die Verbindung von Gartenstadt mit den dazugehörigen Arbeitsplätzen war exemplarisch. Den Durchbruch sollte der englische Sozialreformer Ebenezer Howard erreichen. 1899 gründete er die Garden City Association, und 1902 erschien sein bahnbrechendes Werk „Garden Cities of Tomorrow“.¹¹³ Ihm schwebten dabei autarke Gemeinwesen von bis zu 30 000 Einwohnern vor. Sie sollten außerhalb der großen Ballungsgebiete auf bis dahin landwirtschaftlich genutztem Boden entstehen. Das Land sollte von einer gemeinnützigen Körperschaft erworben werden. Nach einem Gesamtplan sollte ein einheitliches Stadtbild entstehen. Im Zentrum waren ein großer Park, Einkaufsmöglichkeiten und Gemeinschaftseinrichtungen vorgesehen. Die Wohnviertel sollten sich kreisförmig um das Zentrum legen. Im äußersten Kreis waren Industrie- und Gewerbegebiete geplant.

¹¹³ In Deutschland reklamierte Theodor Fritsch für sich, das Gartenstadt-Modell „erfunden“ zu haben. Er veröffentlichte seine Ideen bereits 1896 in dem Buch „Die Stadt der Zukunft“. (siehe Dirk Schubert: Die Gartenstadt-idee zwischen reaktionärer Ideologie und pragmatischer Umsetzung, Dortmund 2004)

Es ging Howard darum, Millionenstädte wie London bevölkerungsmäßig zu entlasten und eine weitere Ausuferung in die Landschaft zu verhindern. So sollte es sich bei seinen Gartenstädten um wirklich selbständige Städte und nicht um grüne Vororte handeln. „Er wollte kein Viertel, er wollte ein Ganzes.“¹¹⁴

Die Gartenstädte sollten nach außen durch Grüngürtel oder große landwirtschaftlich genutzte Gebiete abgegrenzt sein. Sie sollten alle Funktionen einer Stadt, vor allem auch die nötigen Arbeitsplätze für die Bewohner haben. Sie sollten ferner in einem gewissen Abstand zu den Großstädten liegen, damit sie nicht in deren Sog gerieten - also kein Zuzug in eine immer größer werdende Stadt, sondern eine Umkehr der Richtung.

Erste Gartenstädte nach dem Howard-Modell entstanden 1903 mit Letchworth und 1919 in Welwyn, beide 40 bis 50 Kilometer von London entfernt. Dagegen war die 1906/7 gebaute Hampstead Garden Suburb eine Londoner Vorortsiedlung.

In Deutschland gab es verschiedene Vorläufer wie die Obstbau-Kolonie „Eden“ bei Oranienburg, 1894 auf 55 Hektar Land gegründet. 189 Häuser für 202 Genossenschaftsmitglieder. Die Gründer waren Vegetarier, sie wurden auch „Sonnenbrüder“ genannt. Grund und Boden blieb in Gemeinschaftsbesitz. Die Obstverwertung wurde genossenschaftlich betrieben. Eden war jedoch baulich uneinheitlich, jeder baute selbst, wie es ihm passte.

Bereits 1902 gründete ein Kreis von Berliner Sozialreformern die Deutsche Gartenstadt-Gesellschaft (DGG). Es war ein literarischer Intellektuellenzirkel um die Brüder Heinrich und Julius Hart, die Brüder Paul und Bernhard Kampffmeyer, Bruno Wille und andere. Ihr Ziel war die Verbreitung der Howardschen Ideen. Die DGG konnte sich aber nur langsam durchsetzen. 1905 hatte sie erst 200 Mitglieder.¹¹⁵

Durch neue Bauformen sollte das Sozialverhalten positiv beeinflusst werden. Hermann Muthesius, einer der Mitbegründer des Deutschen Werkbundes und

¹¹⁴ Julius Posener (h.): Ebenezer Howard. Gartenstädte von morgen, Berlin/Frankfurt/Wien 1968, S. 11
Lewis Mumford schreibt in dem Aufsatz: „Der Gartenstadtgedanke und moderner Städtebau: „Die Gartenstadt, wie Howard sie definiert, ist kein Vorort, sondern das genaue Gegenteil eines Vorortes: nicht ein Platz im Grünen, wohin man sich zurückziehen kann, sondern eine neue Stadtgestalt, die Stadt und Land vereint, und in der kräftiges städtisches Leben sich entwickeln kann.“ (in Posener, Howard, S. 183 ff.)

¹¹⁵ Axel Schollmeier: Gartenstädte in Deutschland. Ihre Geschichte, städtebauliche Entwicklung und Architektur zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Münster 1990, S. 61.

Förderer der deutschen Gartenstadt-Bewegung, meinte, durch gute Wohnverhältnisse wecke man auch das Interesse der Menschen an Kunst, erhebe die Menschen in ein höheres geistiges Niveau.¹¹⁶ „Für die Gartenstadtpromotoren war das sozialpädagogische Element der Angelpunkt“, schreibt Kristiana Hartmann.¹¹⁷

Hermann Kampffmeyer definierte die Gartenstadt wie folgt: „Eine Gartenstadt ist eine planmäßig gestaltete Siedlung auf wohlfeilem Gelände, das dauernd im Obereigentum der Gemeinschaft erhalten wird, derart, dass jede Spekulation mit dem Grund und Boden dauernd unmöglich ist. Sie ist ein neuer Stadttypus, der eine durchgreifende Wohnungsreform ermöglicht, für Industrie und Handel vorteilhafte Produktionsbedingungen gewährleistet und einen großen Teil seines Gebietes dauernd dem Garten- und Ackerbau sichert.“¹¹⁸ Zentrale Elemente waren also der genossenschaftliche Charakter, aber auch die Verbindung von Wohn- und Arbeitsstätten.

Vielen in der Gesellschaft war nicht klar, welchen Weg man gehen sollte. Howards Idee galt den meisten als zu künstlich und utopisch. Schließlich setzte sich der mehr praxisorientierte Weg durch. Man tendierte eher zu einer Gartenvorstadt, die sich am Rande einer größeren Stadt entwickeln sollte, als zu einer völlig neuen, eigenständigen Stadtgründung.¹¹⁹

1909 wurde mit dem Bau der ersten echten deutschen Gartenstadt Hellerau bei Dresden begonnen. Ideen des Werkbundes flossen ein. Der Begründer von Hellerau, Karl Schmidt, war Eigentümer der „Dresdner Werkstätten für Handwerkskunst“. Der Werkbund förderte die Zusammenarbeit und Fusion von Künstlern und Handwerkern. Karl Schmidt wollte die Übersiedlung seines Betriebes in eine ländliche Umgebung. Schumacher gehörte damals zum künstlerischen Beirat der Gartenstadt.¹²⁰ Hellerau war durch eine Straßenbahnlinie mit Dresden verbunden. Es gab vier Viertel, eines für die Kleinhäuser, eines für die Villen, eines für Wohlfahrtseinrichtungen, eines für Produktionsstätten. In Hellerau gab es von Anfang an einen zentralen großen Schulbau, „Bildungsanstalt“

¹¹⁶ Hermann Muthesius: Kunstgewerbe und Architektur, Jena 1907.

¹¹⁷ Hartmann: Gartenstadtbewegung, S. 41.

¹¹⁸ zit. Hartmann, Gartenstadtbewegung, S. 161.

¹¹⁹ Schollmeier, Gartenstädte, S. 64.

¹²⁰ Von der Reformidee Fritz Schumachers zur Wohnstadt der Zukunft, Hamburg 2001, S. 18.

genannt, in dem die kunstpädagogischen Ideale verwirklicht werden sollten. Mitbestimmung sollte zur Demokratisierung beitragen.

1909 entstand mit der Margarethenhöhe eine Werkssiedlung von Krupp bei Essen.¹²¹ Trotz verschiedener ähnlicher Elemente, kann sie jedoch nicht als Gartenstadt angesehen werden. Vor allem fehlte der baugenossenschaftliche Gemeinschaftsgedanke. Der Auftraggeber, die Margarethe Krupp Stiftung, hatte kein Interesse, ein Gemeinschaftsgefühl entstehen zu lassen. Es ging ihr vor allem darum, die Arbeiterschaft vor einem Absinken ins Proletariat zu bewahren. Die Verwaltung lag paritätisch bei der Stiftung und der Stadt Essen.

Es gab jedoch wie in anderen Gartenstädten eine deutliche Abgrenzung der Siedlung nach außen durch einen breiten Wald- und Parkgürtel, der nicht bebaut werden durfte. Architekt Georg Metzendorf ging es wie später Schumacher auch darum, durch Rationalisierung möglichst kostengünstig, funktional und gleichzeitig qualitativ relativ hochwertig zu bauen. Für die Hessische Landesausstellung für angewandte und freie Kunst auf der Mathildenhöhe bei Darmstadt hatte er 1906 sechs Muster-Kleinwohnungen entworfen und gebaut, die als Prototyp für kostengünstige Arbeiterwohnungen im Industriegebiet galten.¹²² Zu den Musterwohnungen gehörten Bad, Zentralheizung und eigens hergestellte Möbel zur Standardausführung. Wie in Langenhorn gab es kein eigenes Wohnzimmer, zentraler Raum war die Wohnküche. Zu den Prinzipien gehörten auch die Verwendung heimatlicher Baustoffe und der Verzicht auf überflüssige Details. In der Margarethenhöhe wurden aber auf Anweisung von Krupp historisierende Elemente in den Außenfassaden verwandt. Diese sollten – ähnlich wie in einigen englischen Gartenstädten - den Bewohnern ein „Heimatgefühl“ geben.

Von 1910 an wurde in Hamburg die Gartenstadt Wandsbek gebaut. Den Impuls gab im Januar 1910 eine Ausstellung der Deutschen Gartenstadt Gesellschaft in Hamburg. Eine Gruppe von 900 eher bürgerlichen Initiatoren tat sich im selben Jahr zusammen und gründete eine Genossenschaft. Diese kaufte ein Gelände von 15 Hektar, und die Arbeiten begannen noch 1910. Bis 1914 entstanden 188 Wohnungen in 76 Doppel- und vier Reihenhäusern. In der Form sollten viele Häuser denen in Langenhorn ähneln. Damals war die Siedlung umgeben von

¹²¹ Siehe Andreas Helfrich: Die Margarethenhöhe Essen, Weimar 2000.

¹²² Helfrich, Margaretenhöhe, S. 123.

landwirtschaftlich genutzten Flächen. Einen Verkehrsanschluss gab es durch eine Straßenbahnlinie, mit der man in einer halben Stunde das Zentrum erreichte.

Gleichzeitig konstituierte sich die „Gartenstadt Hamburg, eingetragene Genossenschaft“. 1910 hatte sie 400 Mitglieder. „Die Gartenstädte liefern unter den heutigen Umständen denkbar günstigsten Wohnbedingungen. Alle gesundheitlichen Gefahren, die das Volkwohl bedrohen, sind hier ausgeschlossen“, hieß es in einer ihrer Schiften.¹²³ Das Ziel der Genossenschaft war der Bau von „Gartenstädten“ auf Hamburger Boden. Man plante ganz konkret eine Siedlung in Hamburg-Farmsen, aber die notwendigen Gelder kamen nicht zusammen.

Die Gartenstadt Grünau/Falkenberg bei Berlin war von dem Architekten Bruno Taut entworfen worden. Die erste Bauphase begann 1913. Der Bau ging nach dem Ersten Weltkrieg weiter mit Reihenhäusern. Wegen der bunten Bemalung wurde die Siedlung auch „Kolonie Tuschkasten“ genannt.¹²⁴

Etwa zur selben Zeit wie Langenhorn entstand in Berlin die Siedlung Lindenhof von Martin Wagner.¹²⁵ Baubeginn war das Frühjahr 1919, die Arbeiten zogen sich bis 1921 hin. Wagner war Mitglied der Deutschen Gesellschaft für die Gartenstadt. So nahm auch hier der Garten eine wichtige Rolle ein. Die Gartenparzellen waren hier mit 400 qm² kleiner als in Langenhorn. Sie sollten zur Selbstversorgung für eine fünfköpfige Familie ausreichen. Die meist zweigeschossigen Wohnungen waren im Reihenhausbau in langen fortlaufenden Ketten errichtet. Nur wenige waren dreigeschossig. Das Gelände war nach Außen abgeschlossen. Die fortlaufenden Blöcke bildeten auf der einen Seite die Außengrenze. Die Gärten lagen im Innern der Gesamtanlage. Das Eingangstor bildete ein von Bruno Taut entworfenes „Ledigenheim“, das gleichzeitig auch als Gemeinschaftszentrum mit Restaurant und Kino fungieren sollte. Lindenhof war wie Langenhorn von der öffentlichen Hand gebaut und finanziert. Wie für Metzenhof hatte der Rationalisierungsaspekt beim Bau auch für Wagner eine große Bedeutung. Wie Schumacher hat Wagner auch später in der Weimarer Zeit Großsiedlungen in Berlin verwirklicht.

¹²³ Hamburg und die Gartenstadt, Hamburg 1910.

¹²⁴ Über Grünau siehe Hartmann, Gartenstadtbewegung, S. 104 ff.

¹²⁵ Ludovica Scarpa: Martin Wagner und Berlin, Braunschweig/Wiesbaden 1986, S. 25 ff.

Keine der deutschen Gartenstädte entsprach dem Howardschen Modell einer politisch und wirtschaftlich unabhängigen Stadt; alle waren in Wirklichkeit Gartenvorstädte oder lagen ganz in der Nähe im Einzugsbereich einer größeren Stadt, der sie zugeordnet waren, mit öffentlichen Verkehrsmitteln gut zu erreichen. Auch hatte keine deutsche Gartenstadt dazugehörige Gewerbe- und Industriegebiete, abgesehen natürlich von den Werksiedlungen.

Wichtig war in dieser Zeit vor allem der Gemeinschaftsgedanke. Großen Einfluss hatte das Buch von Ferdinand Tönnies „Gemeinschaft und Gesellschaft“. Die Begriffe „beherrschten das ideologische Gesichtsfeld der Gartenstadt-Verfechter“.¹²⁶ Die Parole lautete: Miteinander und nicht gegeneinander. Für die Promotoren bestimmten, wirtschaftliche, kulturelle und soziale Elemente den Charakter der Gartenstadt. Wie es in einer Flugschrift der DGG hieß sollte die Gartenstadt zur „harmonischen Ausbildung von Körper und Geist“ beitragen.

Schumacher hat die Entwicklung der Gartenstädte genau verfolgt. Er hielt sie jedoch nicht für ein Mittel, um das Wohnungselend in den großen Städten zu lösen. Auf dem Symposium der Fritz-Schumacher-Gesellschaft im Jahr 2000, wo es um die Reformideen des Architekten und Stadtplaner ging, wurde hervorgehoben, dass für Schumacher die Gartenstadt nur eine Bauform unter verschiedenen war. Er war „kein Propagandist utopischer Lebensreform, Konzepten des Heimatschutzes oder der Gartenstadt“. Er sei kein Landromantiker, sondern ein „Pragmatiker der Großstadtreform“ gewesen.¹²⁷ Schon 1903 hatte er sich zur modernen Großstadt bekannt, und „statt ihrer Auflösung und Flucht in ländliche Idylle ihre Neugestaltung gefordert.“¹²⁸ 1916 machte Schumacher vor der Hamburger Baudeputation klar, dass das an sich wünschenswerte Einzelhaus mit Garten nur vereinzelt verwirklicht werden könne. Es komme auf die reformierte Ausgestaltung des Etagenhauses an.¹²⁹

„Er sah weder im mehrgeschossigen Bau großer Mietshäuser, noch im ausschließlichen Bau von Einfamilienhäusern mit Garten eine Lösung, sondern forderte stattdessen ein differenziertes Typenspektrum von Kleinwohnungen, für

¹²⁶ Kristiana Hartmann: Deutsche Gartenstadtbewegung, München 1976, S.38.

¹²⁷ Von der Reformidee, S. 18/19.

¹²⁸ Von der Reformidee, S. 19.

¹²⁹ Hermann Hipp: Wohnstadt Hamburg, Berlin 2009, S. 13.

deren Planung und Bau zahlreiche organisatorische, wirtschaftliche und gesetzgeberischer Vorgaben in koordinierter Form erfüllt werden müssten.“¹³⁰

Er wollte die Fehler der Großstadt innerhalb der Großstadt selbst korrigieren. In seinem Buch: „Köln, Entwicklungsfragen einer Großstadt“ fasst er seine Gedanken zusammen. Zur Großstadt: „Die ganze Fülle sozialer Ungelöstheiten, die ganze Wucht unnatürlicher Lebensverhältnisse ballt sich in diesem Begriff zusammen. In vieler Hinsicht wird es zum Inbegriff der sozialen Leiden unserer Zeit. ...Es entstand eine Stadt ohne Seele, denn Seele im organischen Kunstwerk ist nichts anderes als der Ausfluss vorgeführter Harmonie. Unter dieser Seelenlosigkeit der Großstadt, wie sie sich bisher entwickelte, leiden wir alle. ...Die Wohnungsfrage ist bisher das gewaltige ungelöste Problem der Großstadt.“¹³¹ Schumacher wollte die Stadt nicht in die Natur, sondern die Natur in die Stadt bringen. Unter seiner Ägide vergrößerte sich die Grünflächenbestand Hamburgs von 257 ha im Jahr 1914 auf 551 ha im Jahr 1930.¹³² In seinem Erinnerungsbuch „Stufen des Lebens“ heißt es: „Wer die Stadt als Lebewesen empfand, musste erkennen, dass dies Lebewesen im tiefsten Kern krank war und dass man diese Krankheit nicht durch ästhetisches Retouchieren, sondern nur durch organische Eingriffe Herr werden konnte. Es handelte sich um eine soziale Aufgabe von größtem Ausmaß, die man in Hamburg nicht in ihrer eigentlichen Bedeutung zu erkennen schien und die deshalb der gestalterische Architekt auf seine Schultern nehmen musste.“¹³³

Zur Langenhorner Siedlung heisst es weiter über Schumacher: „Obwohl er mehrfach die Gartenstadt als Regelbebauung in der Großstadt zurückgewiesen hat, leistete er gerade mit dieser Siedlung einen bemerkenswerten Beitrag zur Diskussion um den Arbeiterwohnungsbau in der Form des Einfamilienhauses mit eigener Gartenparzelle. Frei von den bei anderen Gartenstadt-Projekten üblichen missionarischen Verlautbarungen stellt Schumacher die Ergebnisse des unter schwierigsten ökonomischen Rahmenbedingungen kurz nach dem Kriege realisierten Projektes als eine mögliche Bautypologie großstädtischen Wohnens neben anderen vor, das an der Peripherie der Stadt dann auch für

¹³⁰ Von der Reformidee, S. 23.

¹³¹ zit. Ockert, Schumacher, S. 74 ff. Schumacher war von 1920-1923 in Köln.

¹³² Ockert, Schumacher, S. 92.

¹³³ zit. Ockert, Schumacher, S. 37 f.

Minderbemittelte Sinn macht, wenn günstige Transportmöglichkeiten zu den Arbeitsstätten in anderen Stadtgebieten existieren.¹³⁴

In seinem Buch „Hamburgs Wohnungspolitik 1918/1919“ bekennt er sich zur Großstadt und weist diejenigen zurück, die eine „Kriegserklärung an die Großstadt“ abgegeben hätten. Die Entwicklung zur Großstadt sei eine „historische Unabänderlichkeit“. ¹³⁵ Es gehe darum „für die Massenhäufung der Menschen eine menschenwürdige Form zu finden“. ¹³⁶ Das Massenproblem könne nicht durch „eine Ansiedlung in entfernte Vororte gelöst werden.“¹³⁷ „Siedlungsformen, die nicht darauf hinausgehen, den Städter zum Landbewohner zu machen, sondern die dem besonders sehnsüchtig verfolgten Ziele nachstreben, einen Städterberuf mit bescheidener Gartenwirtschaft zu verbinden, stehen in Hamburg ganz besondere Schwierigkeiten entgegen.“ ¹³⁸ Hamburg als Stadtstaat in engen Grenzen biete dafür nicht den nötigen Raum.

„Wenn man die sozialen Ziele künftiger Neugestaltung in einen ganz kurzen Begriff zusammenfassen will, so liegt es nahe, auf das Programmbild zu verweisen, das die Kriegerheimstättenbewegung mit so viel Optimismus in die Wolken der Zukunft geworfen hat. Das kleine Einzelhaus mit Garten ist dabei das Ideal, wobei der eine sich unter Garten ein tüchtiges Stück Gemüseland denkt, das er mit seiner Familie nach allen Regeln der Kunst ausbauen will, der andere einen kleinen Gartenfleck, in dem ohne besondere Anstrengungen einige Nutzbeete gelegt werden können. Aber mag das Ideal genauer betrachtet aussehen wie es will, als allgemeine Leitschnur vermag es nicht zu dienen. Für eine Großstadt wie Hamburg wird es praktisch unverwirklichbar sein, das Einzelhaus als durchgängige Wohnform der Massen einzuführen, man kann nur erreichen, dass während es zur Zeit für die Minderbemittelten überhaupt fehlt, Kolonien entstehen, in denen auch diese Wohnform in Betracht kommt.“¹³⁹

Mit Schumachers Namen sind in Hamburg die großen Staatsbauten und die städtischen Großsiedlungen in Klinkerbauweise verbunden. Eine solche Großsiedlung war 1918/19 wegen des fehlenden Baumaterials nicht möglich. Außerdem stand die Stadt unter Zeitdruck. Planung und Bau einer städtischen

¹³⁴ Von der Reformidee, S. 28.

¹³⁵ Fritz Schumacher: Hamburgs Wohnungspolitik, Hamburg 1919, S. 1 f.

¹³⁶ ebenda, S. 74.

¹³⁷ ebenda, S. 17.

¹³⁸ ebenda, S. 68.

¹³⁹ ebenda, S. 54.

Großsiedlung hätten in dieser Situation zu lange gedauert. Die Entscheidung für Langenhorn war ein Zwang. Schumacher schreibt: „Während des Krieges war den gequälten Massen das Kleinhaus mit Gartenfleck immer wieder als das Ideal vor Augen geführt worden, dem man zustreben sollte, sobald der Frieden dies ermöglichte. Die ungeheure Sehnsuchtselle, die dadurch gerade für diesen Wohntyp lebendig geworden war, würde es an sich wohl erklären, dass der erste praktische Schritt, den der Staat unternahm, nach dieser Richtung lag, aber so willkommen diese Regungen dem Wohnreformer auch gerade in Hamburg sein mochten, in Wahrheit war es nicht freie Wahl, sondern ein innerer Zwang, der praktisch zu eben diesem Siedlungstypus führte.“¹⁴⁰

So war für Schumacher die Siedlung Langenhorn die wirkliche Ausnahme. Wegen des Geldmangels stand für ihn nur die Alternative im Raum, eine provisorische Barackensiedlung zu bauen. Mit seiner Distanz zur orthodoxen Gartenstadtidee stand Schumacher zu diesem Zeitpunkt nicht allein. Tatsächlich kam die Gartenstadt-Bewegung in ihrer idealistischen Form nach dem Ersten Weltkrieg zum Erliegen. Hartmann schreibt: „Vom städtebaulich-ästhetischem Standpunkt übernahm die Siedlung die Forderung der Gartenstadt nach Planmäßigkeit, Einheitlichkeit, Typisierung etc. ...Die wirtschaftliche und politische Autonomie, ein Gartenstadtideal, hielten die Siedlungsplaner der Weimarer Republik nicht mehr für erstrebenswert.“¹⁴¹ Schumacher selbst schrieb vom Scheitern der orthodoxen Form der Gartenstadt. Sie würde unweigerlich in den Sog der Großstädte gezogen werden. „Aus dem Typus der friedlich für sich liegenden Gartenstadt wie sie Howard in Letchworth verwirklichte, und wie sie ähnlich in Hellerau bei Dresden jetzt noch ist, wird sich der Typus der durch Schnellbahnen mit dem Großstadtzentrum verbundenen vorgelagerten Kleinstadt entwickeln müssen.“¹⁴²

Was sind die Übereinstimmungen, was die Unterschiede Langenhorns zu den anderen Gartenstädten? Es handelte sich um eine einheitliche, nach außen abgegrenzte Stadtrandsiedlung, in der die Gärten zur Selbstversorgung eine zentrale Rolle spielen sollten. Es ging darum, den Bewohnern ein gesundes Umfeld zu bieten. Die Entwicklung eines besonderen Gemeinschaftsgefühls hatte für Schumacher zu diesem Zeitpunkt keine besondere Bedeutung.

¹⁴⁰ Schumacher: Das Werden, S. 74.

¹⁴¹ Hartmann, Gartenstadtbewegung, S. 44.

¹⁴² Fritz Schumacher: Die Kleinwohnung, Leipzig 1919, S. 20.

Aus Geldmangel fehlte jede Art von Gemeinschaftseinrichtungen. Erst zehn Jahre nach Gründung erhielt die Siedlung eine richtige eigene Schule. Was die Gemeinschaft anging, die in den echten Gartenstädten eine so wichtige Rolle gegen die „Entwurzelung“ in der Großstadt anging, da waren die Bewohner auf sich selbst angewiesen. Selbstverwaltung und Mitbestimmung gab es jedoch nur in Ansätzen, weil der Grundbesitz nicht im genossenschaftlichen Eigentum der Bewohner war, sondern in der öffentlichen Hand blieb.

„Gartenstadt“ Bockelsberg in Lüneburg

1946 wohnte Schumacher nachdem er 1943 in Hamburg ausgebombt war, selbst sehr beengt in Lüneburg. Damals war er noch einmal an den Planungen für die so genannte Gartenstadt Bockelsberg in Lüneburg beteiligt.¹⁴³ Jetzt wünscht auch Schumacher Arbeitsplätze in der Siedlung: „Wichtig ist, dass neben den Geschäften, die sich in den Ladentrakten entwickeln werden, auch die Möglichkeit vorliegt, sonstige Berufe in Zusammenhang mit der Siedlung zu bringen, so dass eine Gemeinde entstehen kann, in der Wohnen und Arbeiten Hand in Hand geht, also ein selbständiges Eigenleben sich entwickelt.“

Er dachte an „Gewerbehöfe“. Es sollten vor allem Reihenhäuser entstehen. Nicht mehr als zehn Häuser in einer Reihe. Die Reihenhäuser sollten Gruppen bilden und flexibel sein. Jedes Haus sollte mit Rücksicht auf wachsende Familien sowohl von zwei Parteien als auch von einer Partei bewohnt werden können. 750 bis 1500 Wohneinheiten waren vorgesehen. Die geplante Siedlung war wieder einmal direkt nach dem Krieg eine Notlösung. Bockelberg wurde nicht in der geplanten Form verwirklicht, es blieb Projekt.

Langenhorn nach dem 2. Weltkrieg

Mit dem Kriegsende ging es erst einmal darum, mit den Kriegsfolgen fertig zu werden. Es gab viele Einquartierte von außerhalb. Einige Familien, die aus politischen Gründen aus der Siedlung verbannt waren, konnten zurückkehren. Im Spätsommer 1945 zogen die Bewohner, an der Spitze der von den Alliierten

¹⁴³ Ockert, Schumacher, S. 127 ff.

eingesetzte Gesundheitssenator Friedrich Dettmann (KPD)¹⁴⁴, zur Heidberg-Kaserne und nahmen sie symbolisch in Besitz. Sie sollte ein Krankenhaus für die Langenhorner werden. Zuerst ging es ans Großreinemachen. Eine Bewohnerin: „War die Kaserne verdreckt! Wir haben wohl zusammen etliche hundert Eimer Wasser geschleppt. Und doch hat es Spaß gemacht. Das kann heute kaum einer mehr nachempfinden. Diese Hochstimmung! Wir waren von den Nazis befreit und nun kehrten wir den Dreck beiseite, den sie hinterlassen hatten. Dann dieses Gefühl der Zusammengehörigkeit.“¹⁴⁵ Ganz allgemein waren es unruhige Zeiten. Gegen Diebstähle wurde eine 300 Mann starke Schutztruppe von Freiwilligen aufgestellt. Die Männer gingen nachts Patrouille.

Der Wiederaufbau der alten Vereinigungen ging von den 1933 entfernten Vorständen und von der Lehrerschaft aus. Der 1933 entlassene Schulleiter John Barfaut konnte an die Schumacher-Schule zurückkehren. Man versuchte, an die alte Ordnung anzuknüpfen, noch einmal alte Ideale wiederzubeleben. Aber die Bildungsprogramme und Volkshochschulkurse fanden kaum Anklang. Die Leute wünschten vor allem anspruchslose Unterhaltung.¹⁴⁶ Der „Bildungsausschuss“ wurde aufgelöst. Es gab kaum noch eine Bereitschaft zur aktiven Mitarbeit an den Gemeinschaftsaufgaben. Das Einzige, was noch von den Vereinigungen durchgesetzt werden konnte und an das sich auch fast alle hielten, war die ordentliche Gartenhaltung.¹⁴⁷

Am 1. April 1948 ging die Verwaltung an die städtische Wohnungsgesellschaft SAGA über. Nachdem Schumacher von den Nationalsozialisten verfemt war, konnte die Siedlung nun seit 1951 seinen Namen tragen.

Langsam veränderten sich die sozialen Strukturen und das enge Nachbarschaftsgefühl. Die Schule war keine Siedlungsschule mehr. Viele Kinder kamen aus anliegenden Wohngebieten. Das Lehrerkollegium an der Schule stieg auf fast 100, und ein großer Teil wohnte nicht mehr in der Siedlung selbst. Schüler kamen auch aus den benachbarten Wohngebieten. Es fand eine Vermischung statt.

¹⁴⁴ Dettmann (1897-1970) war seit 1920 KPD-Mitglied und von 1924 Mitglied der Hamburger Bürgerschaft. 1951 übersiedelte er in die DDR.

¹⁴⁵ Langenhorner Rundschau August 2013.

¹⁴⁶ Klages, Nachbarschaftsgedanke, S. 70.

¹⁴⁷ Klages, Nachbarschaftsgedanke, S. 80.

Das Fernsehen zog ein und ersetzte gemeinsame kulturelle Veranstaltungen. 1968 wurde der Kulturkreis aufgelöst. Viele „Börner“ hatten jetzt ein Auto. Um es abzustellen, schufen sie Stellplätze in den Gärten und zerstörten so das einheitliche Bild der Gartenanlagen. Im Jahresbericht 1958 hieß es: „Die jüngere Generation betrachtet unsere mit viel Liebe und Mühe hergerichteten Gärten als lästige Freizeitgestaltung, und wir müssen leider immer wieder feststellen, dass von Jahr zu Jahr das Interesse für die Gärten mehr und mehr schwindet. ... Zur freiwilligen Mitarbeit sind nur wenige bereit. ... Das Wirtschaftswunder hat die Menschen vom Menschen abrücken lassen, und das Interesse ist nur noch für die eigenen Belange vorhanden. Uns allen fehlt der Sinn für Nachbarschaftshilfe.“¹⁴⁸

Lag die Siedlung bei ihrer Schaffung noch am äußersten Rand der Stadt mit einer schlechten Anbindung an das Zentrum, so ist Hamburg inzwischen weit über die Grenzen gewachsen, und die Siedlung ist völlig in die Stadt integriert und die übrige Stadt leicht erreichbar.

Die gemeinsame Identität der „Börner“ besteht jedoch weiter. Auch gibt es ein gemeinsames kulturelles und soziales Leben. Es wird nach wie vor von der 1920 gegründeten Siedlergemeinschaft organisiert. Es gibt die Vereinigung „Kulturmix“, die Musikabende und Vorträge veranstaltet, es gibt die Laienspielgruppe „Börner Speeldeel“. Im Herbst findet ein Siedlerball und im Sommer ein Kinderfest statt. In den Gärten werden Flohmärkte organisiert. Zu Weihnachten gibt es einen Weihnachtsbazar.

In den Gärten stehen über 2000 Obstbäume, und der Tradition folgend werden sie immer noch fachgerecht betreut und beschnitten.

1962 wurde ein Rentnerwohnheim geschaffen, „De ole Börner“. Trägerin war die Stiftung Siedlungswerk Langenhorn. Das Heim, das leider mitten in die Siedlung gestellt wurde und in seiner Gestaltung die traditionelle Gesamtanlage stört, war für die Siedler vorgesehen. 2003 kam ein von der Genossenschaft gebautes weiteres Seniorenheim mit 31 Wohnungen hinzu.

¹⁴⁸ zit. Wulf Chronik, S. 97.

Erneuerung und Denkmalschutz

Schon beim Erstbezug war der Siedlung wegen der Ersatzbaustoffe nur eine Lebensdauer von rund 50 Jahren vorausgesagt worden. Die lief nun um 1970 ab, und in der Bezirksversammlung wurde intensiv über den Abriss diskutiert, weil man der Ansicht war, dass die Siedlung nicht mehr sanierbar war. Tatsächlich flossen nie genügend Gelder der Siedlungsverwaltung in die Erhaltung. Auf dem großen Gelände, so plante man, könnten bei einer Neubebauung anstatt bisher 2500 Menschen bis zu 20 000 Menschen wohnen. In der Diskussion ging es kaum darum, ein einmaliges Bauensemble von einem großen Architekten zu erhalten, sondern vor allem um die rein praktischen Fragen, wie viel kostet die Sanierung und lohnt sich die noch.

Schumacher hatte sich bereits Sorgen darüber gemacht, dass seine Siedlungen über die Jahre ihren einheitlichen Charakter verlieren könnten. Er schrieb: „Es kommt für das Gelingen solcher Siedlung im Gesamtbild der Stadt nicht nur darauf an, dass sie bei ihrem Entstehen gut und harmonisch aussieht, sondern auch darauf, dass dieses Aussehen dauernd verbürgt bleibt. In dieser Hinsicht sind viele trübe Erfahrungen gemacht worden. Sobald die einzelnen kleinen Anwesen in einer späteren Zeit in den freien Besitz der Bewohner übergegangen waren, veränderte sich bald das Gesicht solcher Schöpfung, deren Hauptwert in ihrer Einheitlichkeit liegt. Durch Besitzwechsel kommen fremde Elemente in eine Siedlungsgemeinschaft, die den Gemeinschaftsgeist, den man bei einer solchen Gründung doch als hohes Gut erwarten darf, gefährden. Anbauen, Umbauen, willkürliche Farbgebungen und Bepflanzungen, die einzeln betrachtet der Baupolizei keinen Anlass zum Einschreiten geben würden, entstehen und zerstören die ursprünglichen Reize.“¹⁴⁹ Er trat deshalb für den Verbleib der Siedlungen in öffentlichem Besitz ein. „Für unsere ganze bevorstehende Siedlungskultur wird es entscheidend sein, den Grund und Boden nicht mehr als Ware zu betrachten.“¹⁵⁰

1972 beschloss der Senat eine allgemeine Richtlinie zum Milieuschutz. Darin ging es darum „Hamburgs unverwechselbares Bild zu bewahren und gleichzeitig die Anziehungskraft der Stadt zu erhöhen“. Danach konnten für Milieuschutzgebiete „Gestaltungsverordnungen“ erlassen und „Erhaltungsgebiete“

¹⁴⁹ Gutachen Schumachers für Bockelberg, Ockert, Schumacher, S. 131.

¹⁵⁰ zit. Ockert, Schumacher, S. 132.

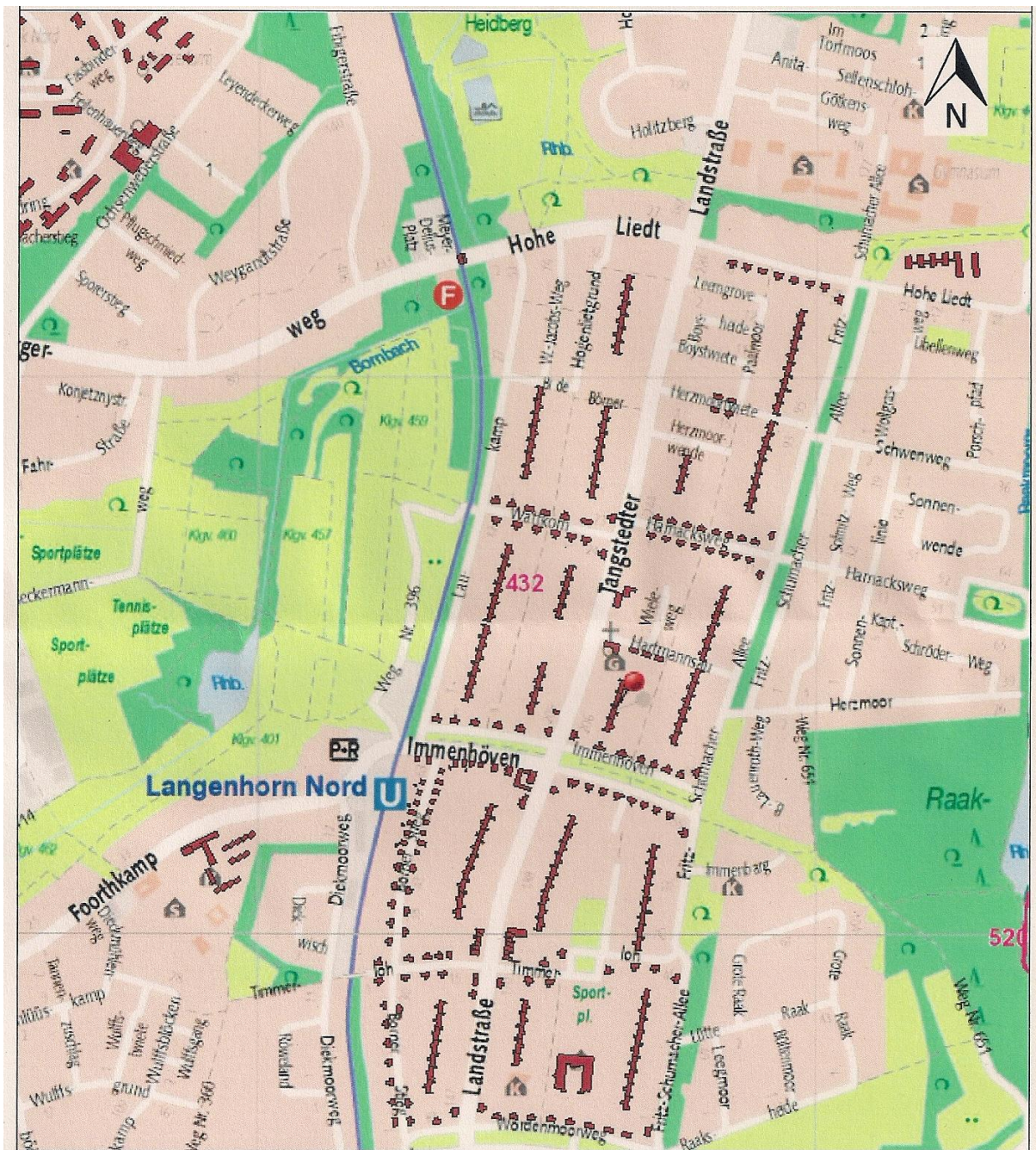
festgesetzt werden. Dabei könne es auch um die Erhaltung der Zusammensetzung der Bewohnerschaft eines Wohngebietes gehen, hieß es.¹⁵¹ 1975 wurde die Siedlung unter diesen Milieuschutz gestellt, und die Entscheidung über den möglichen Abriss wurde hinausgeschoben. Wie es hieß, sollten die Häuser mindestens bis 1990 stehenbleiben.

Tatsächlich wurde dieser Termin überschritten, und 1995 wurden für die Siedlung eine Gestaltungsregelung und eine Erhaltungsverordnung beschlossen. In dem Dokument hieß es: Die Siedlung „ist in ihrem erhaltenen Bestand ein prägnantes, zeitgeschichtlich und sozialpolitisch herausragendes Zeugnis für eine Siedlungsbewegung nach dem Ersten Weltkrieg zur Bewältigung der Wohnungsnot, in der Wohnungsreformideen aus kritischer Erkenntnis der negativen Folgen einer massiven Verstädterung verwirklicht wurden. Nach heute geltender Auffassung ist die Siedlung ein Ensemble von hohem bau- und denkmalpflegerischen Wert.“

Nichts durfte mehr ohne Genehmigung verändert werden. Das Gesamtbild sollte vereinheitlicht und möglichst wieder in den Originalzustand versetzt werden. Das betraf vor allem Sprossenfenster, Eingangstüren und Dächer. Einige Zugeständnisse wurden gemacht für den Bau von Garagen und Hausanbauten.

Noch ließ eine Entscheidung zum Denkmalschutz auf sich warten, auch wenn es schon in einer Denkschrift des Amtes von 1977 geheissen hatte: „Die Gesamtbedeutung der Fritz-Schumacher-Siedlung in der Reihe der großstädtischen Wohnungsreformprojekte des frühen 20. Jahrhunderts, vor allem der zwanziger Jahre in Deutschland, kann kaum überschätzt werden. Nach der flächenmäßigen Ausdehnung und der Zahl der Wohneinheiten bildet sie die größte einheitlich gestaltete Flachbausiedlung in Deutschland.“

¹⁵¹ Siehe Mitteilung der Kulturbehörde/Denkmalschutz.



Siedlung mit denkmalgeschützten Häusern (rot)

Die Siedlung sei ein großartiges Dokument für einen in extremster Notlage durchgeführten, staatlich getragenen sozialen Wohnungsbau“. ¹⁵² Im selben Jahr 1977 schrieb der Denkmalschützer Manfred Fischer: „Die Siedlung Langenhorn stellte heute ein aus denkmalpflegerischer Sicht kaum mehr zu lösendes Problem dar. Einerseits sind inzwischen von vielen der Mieter auf eigene Kosten Modernisierungen an der durchweg mangelhaften haustechnischen Bausubstanz vorgenommen worden. So findet man dort heute eine bunte Mi-

¹⁵² zit, Wulff, Werden, S. 9.

schung aller erdenklicher Fensterformen und Türen, wodurch die ursprüngliche Einheitlichkeit gänzlich zerstört ist. An- und Umbauten haben darüberhinaus erhebliche weitere Zerstörungen gebracht. ...¹⁵³ Noch 1999 entschied das Denkmalschutzamt, dass die Siedlung wegen ihrer vielen Veränderungen kein „Kulturdenkmal“ sei. Insgesamt machte sie zu dieser Zeit den Eindruck von Verwahrlosung. Ortsamtsleiter Willi Schade hatte bereits am 23. August 1970 gesagt: „Die Siedlung wird ... nur Bestand haben, wenn die einzelnen Siedler und die Gemeinschaft alles Erdenkliche daran setzen, um das Äußere der Häuser und die Gärten dem Siedlungscharakter entsprechend zu pflegen. Es muss erreicht werden, dass nur noch mit geeigneten Bewerbern Mietverträge geschlossen werden.“¹⁵⁴ Die Mieter und auch die SAGA hatten das äußere Bild der Siedlung stark verändert. Mitte der 70er Jahre wurden neue großflächige Fenster eingebaut. Dächer wurden mit dunklen Zementziegeln gedeckt. Die ursprüngliche Farbgebung war schon 1924 geändert worden und durch graue Farben ersetzt.

Tatsächlich dauert es bis Mai 2009, dass die Siedlung unter Denkmalschutz kam. Im Konzept des Denkmalschutzes wurde festgelegt, dass der „ursprüngliche Gesamteindruck“ wiederhergestellt werden solle. Dazu gehörten: Fenster, Türen, Dächer und Außenanstrich. Seit ein paar Jahren wird versucht, die äußere Form der Häuser wieder in ihren Originalzustand zu versetzen. Die Großscheibenfenster, die in den 70er Jahren von der SAGA eingesetzt wurden, sind meist wieder durch traditionelle Sprossenfenster ersetzt. Insgesamt handelt es sich um die Erneuerung von 6000 Fenstern. Auch wurden Dächer und Fassaden wieder erneuert und in den Originalzustand versetzt. Die Kosten wurden durch die Mieteinnahmen gedeckt. Die Genossenschaft wendet gegenwärtig 65 Prozent der Nettokaltmieten für die Bestandserhaltung auf.

Es bestand keine Verpflichtung, die Gärten wieder in den Originalzustand zu versetzen. Das Konzept vom „Selbstversorger“ hatte sich zum Freizeit- und Blumengarten verändert. Dagegen gehören die charakteristischen Buchenhecken an den Gärten weiter zu dem Einheitsbild.

Wenn es einen Mieterwechsel gibt, sorgt eine Handwerkergruppe aus dem Bauausschuss dafür, dass Schuppen, Garagen, Veranden, die nicht den Gestal-

¹⁵³ Manfred F. Fischer: Fritz Schumacher, das Hamburger Stadtbild und die Denkmalpflege, Hamburg 1977, S. 63 f.

¹⁵⁴ Wulf, Chronik, S. 111.

tungsrichtlinien entsprechend abgebaut werden. Neue Zusatzbauten dürfen nur nach genauen Vorgaben entstehen. Sie dürfen auch nicht in den neuen einheitlichen Außenanstrichen versehen werden, um deutlich zu machen, dass sie nichts mit Schumacher zutun haben.

Innerhalb des Hauses können die Bewohner ihre Wohnung selbst gestalten. Die Meisten haben inzwischen richtige Wohnzimmer geschaffen. War bei Schumacher die Wohnküche der Hauptraum, und die daneben liegenden Zimmer im Erdgeschoss hatten nur jeweils elf qm², so haben die Meisten die nicht tragende Trennwand der beiden Zimmer herausgerissen und haben so ein großes Zimmer von 22 qm² geschaffen.

Die neue Verwaltung

Die Siedlung gehört heute immer noch der Hansestadt Hamburg. Nach der Heimstätten-Gemeinschaft wurde die Anlage in der unmittelbaren Nachkriegszeit von der SAGA und von 1953 bis 1973 direkt von der Stadt Hamburg verwaltet. Von 1973 bis 1990 ging sie wieder an die SAGA über und liegt seit 1990 bei der „Genossenschaft der Fritz-Schumacher-Siedlung Langenhorn e.G.“. Diese mietet die Siedlung praktisch von der Stadt. Es ist eine Art Selbstverwaltung aller Mieter der 660 Wohnungen. Insgesamt verwaltet sie ein Gebiet von 500 000 qm² Grund und 50 000 qm² bebauter Fläche.

25 Prozent der Netto-Kaltmiete wird an die Stadt als Besitzer abgeführt. 65 Prozent gehen in die Instandsetzung. Die Mieten liegen mit 4,45 Euro pro Quadratmeter extrem niedrig. Hinzukommen etwa 60 Euro Betriebskosten im Monat. Bei den durchschnittlichen Wohnungsgrößen von 75 qm² kommt es zu einer Miete von unter 400 Euro (Stand 2015). Ausgenommen in den Mietverträgen sind Bäder, Küchen und Heizung. Diese fallen unter die Kostenverantwortung der Mieter. Durch diese geforderte Eigenleistung können die Mieten so niedrig gehalten werden. Entsprechend ist die hohe Nachfrage von potenziellen Mietern.

Zuletzt

Am Ende seines Lebens blickte Schumacher noch einmal auf Langenhorn zurück. Er schreibt: „Diese Siedlung Langenhorn-Nord hat sich trotz aller Schwierigkeiten mit denen sie in den Jahren der Kriegsnachwirkung zu kämpfen hatte, zu einer Stätte eigentümlich lebendiger Kulturlebens entwickelt. Durch kluge Wettbewerbe steigerte sie sowohl die Nutzkraft wie die Blumenpracht ihrer Gärten; sie gründete Volksbibliothek und wissenschaftliche Kurse; sie wusste Feste zu feiern und entwickelte Musikchöre, vor allem aber Laienspiele von großer Wirkungskraft. Schließlich fügte sie in all dies angeregte Leben die Pflege der bildenden Kunst in einer ganz besonderen eigenartigen Weise ein.“ Schumacher hatte bei der Bombardierung Hamburgs sein Haus an der Alster mit viel Inventar verloren. Aber er fand Trost bei den Langenhornern mit ihrer Griffelkunstvereinigung. Sie schickten ihm neue Blätter: „Es ist eine ganz stattliche Sammlung trotz des Krieges wieder bei mir herangewachsen, und sie wächst still aber lebendig weiter. Noch in den letzten Tagen kam wieder eine Sendung, die zwei köstliche Blätter von Kubin enthielt. Woher kommt dieser freundliche Zufluss aus einer Welt, die man eigentlich für verschüttet hielt? Er kommt aus einer Siedlung einfacher Menschen, die ich nach dem Ersten Weltkriege heftigen Widerständen und schwierigen technischen Verhältnissen abgerungen habe. Sie ist mit meiner Person äußerlich merkwürdig eng verknüpft geblieben, denn eine der Hauptstraßen heisst ‚Fritz-Schumacher-Allee‘ und ihr großes Schulgebäude heisst ‚Fritz-Schumacher-Schule‘, aber sie ist es auch innerlich, denn aus eigenem Antrieb nimmt sie jede Gelegenheit wahr, um mir zu zeigen, dass sie für ihr Vorhandensein dankbar ist.“¹⁵⁵ Schumacher starb am 5. November 1947 in Hamburg.

¹⁵⁵ Fritz Schumacher: Selbstgespräche, Hamburg 1949, S. 278.



Typ 1 Die Reihenhäuser



Typ 2



Typ 3





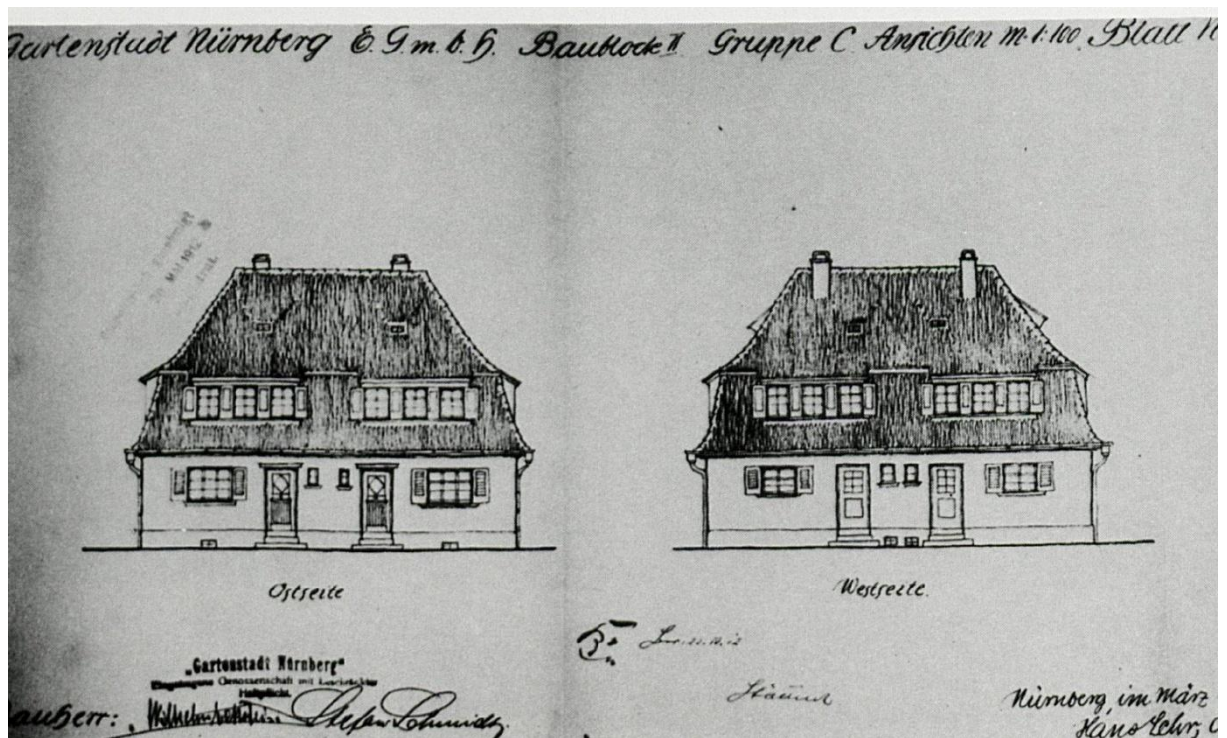
Typ 4



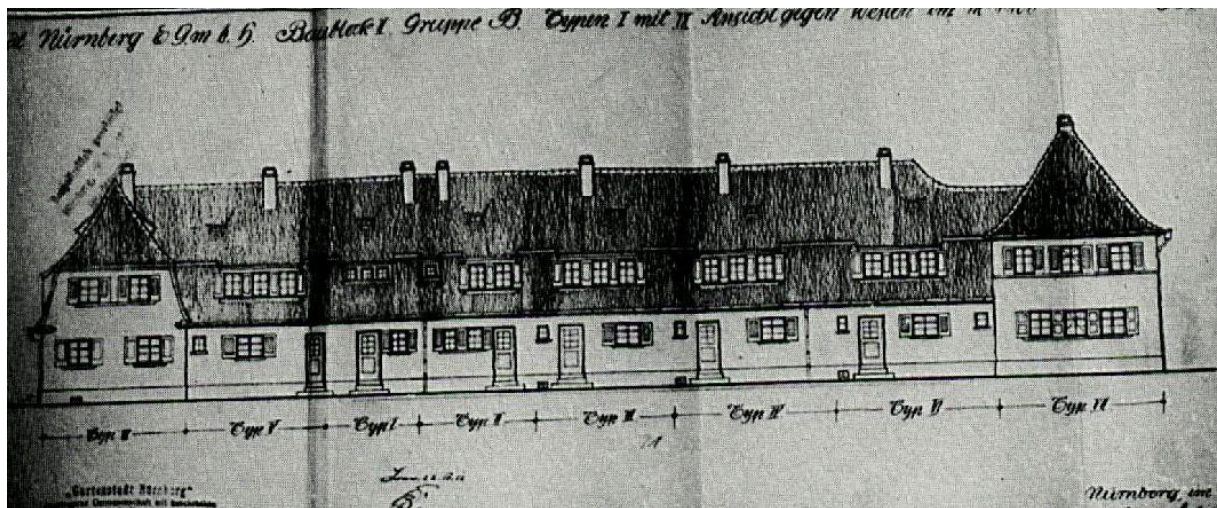
Typ 5



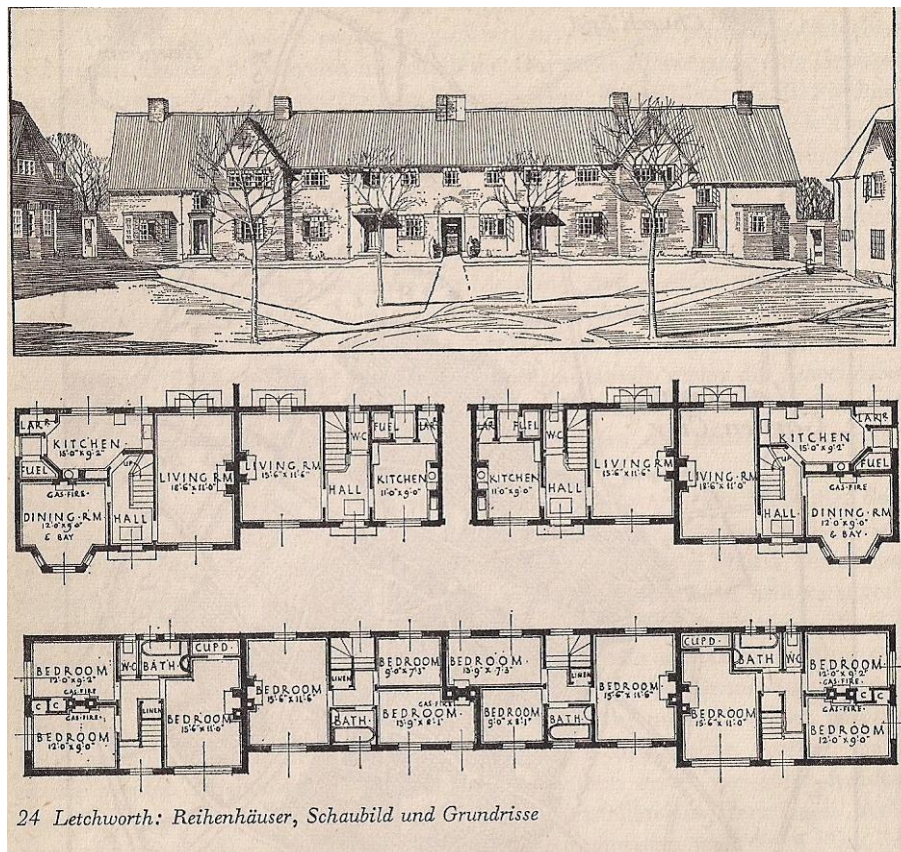
Typ 6



Hausformen in der Gartenstadt Nürnberg (aus Schollmeier, Gartenstädte)



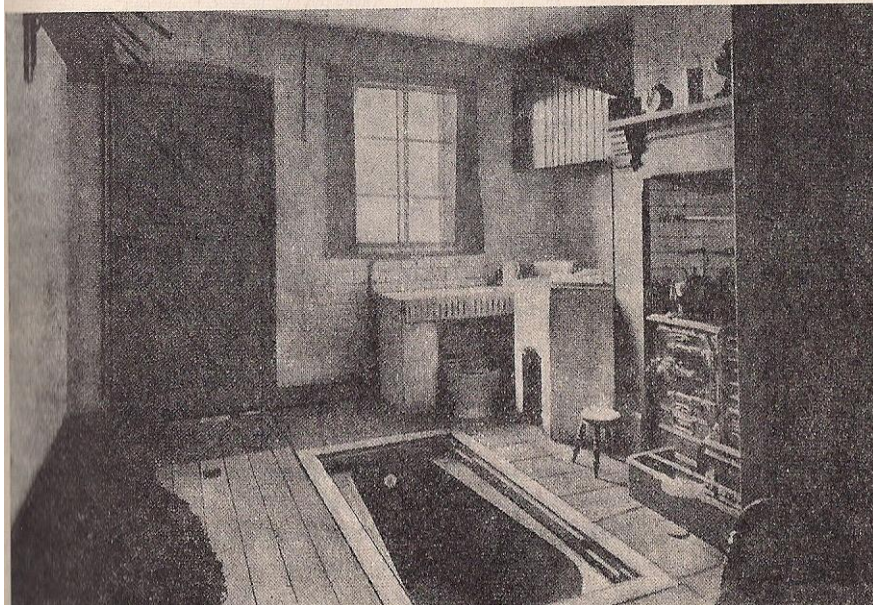
Reihen Häuser in der Gartenstadt Nürnberg



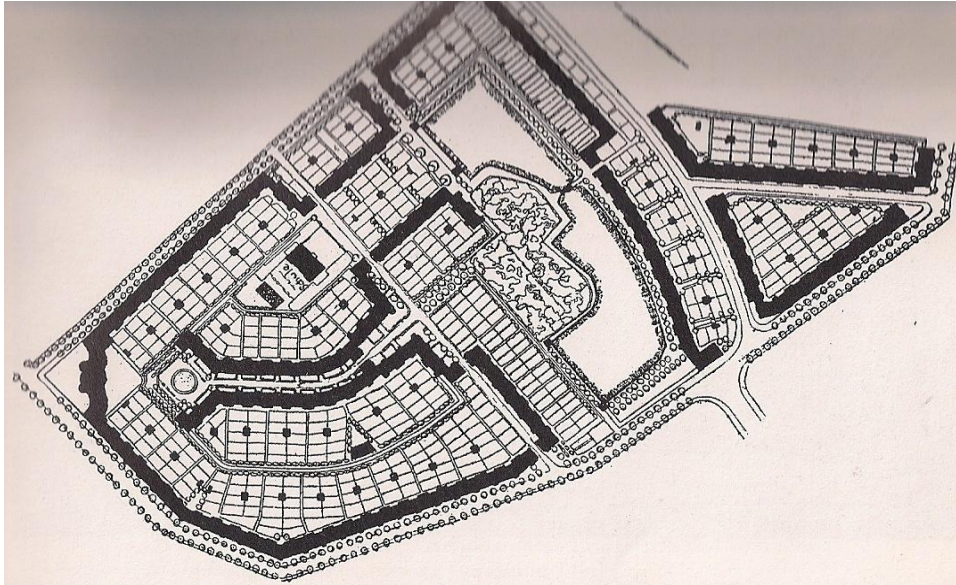


18 Reihenhäuser, Port Sunlight, vor 1910

19 Versenkte Badewanne in der Küche, Bournville

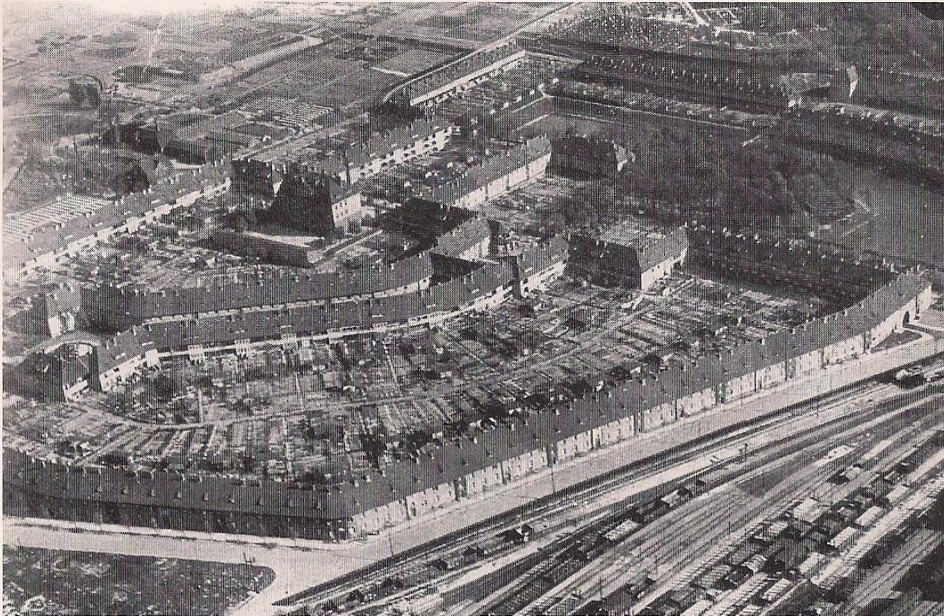


Hausformen in Port Sunlight, Häuser hatten bereits Badewanne, aber in der Küche.



4 Martin Wagner, Lageplan der Siedlung Lindenhof, Berlin-Schöneberg 1919

5 Siedlung Lindenhof, Luftaufnahme





Haustypen in der Gartenstadt Wandsbek

Literaturverzeichnis:

Langenhorn-Archiv von Erwin Möller (www.langenhorn-archiv.de)

Allgemeine Literatur

80 Jahre Fritz-Schumacher-Schule 1920-2000, Hamburg 2000

Bahrddt, Hans Paul: Humaner Städtebau, Hamburg 1968

Bocklitz, Klaus: Die Geschichte des Naturbades Kiwittsmoor. www.naturbad-kiwittsmoor.de

Georg Clasen (Hg.): Die Hamburger Staatssiedlung Langenhorn und ihre Schule. Die Geschichte einer Siedlung zwischen den Kriegen, Hamburg 1947

Fischer, Manfred F.: Fritz Schumacher, das Hamburger Stadtbild und die Denkmalpflege, Hamburg 1977

Die Fritz-Schumacher-Siedlung, herausgegeben von der Genossenschaft der Fritz-Schumacher-Siedlung e.G., o.J.

Gideon, S.: Architektur und Gemeinschaft, Hamburg 1956

Gut, Albert : Der Wohnungsbau in Deutschland nach dem Weltkrieg, München 1928

Hahn, Alfred: Die Kleinsiedlung Langenhorn bei Hamburg, diss. med. Hamburg 1920

Hamburg und die Gartenstadt, Hamburg 1910

Hartmann, Kristiana: Deutsche Gartenstadtbewegung. Kulturpolitik und Gesellschaftsreform, München 1976

Helfrich, Andreas: Die Margarethenhöhe Essen. Architekt und Auftraggeber vor dem Hintergrund der Kommunalpolitik Essen und der Firmenpolitik Krupp zwischen 1886 und 1914, Weimar 1999

Hipp, Hermann: Wohnstadt Hamburg. Mietshäuser zwischen Inflation und Weltwirtschaftskrise, Berlin 2009

Helmut Klages: Nachbarschaftsgedanke und die nachbarliche Wirklichkeit in der Großstadt, 2. Aufl. Stuttgart 1968

Lautenschlager, Ulrike: Die Friedrich-Schumacher-Siedlung, Hamburg 2005

Metzendorf, Georg. : Kleinwohnungsbauten und Siedlungen, Darmstadt 1920

Ockert, Erwin: Fritz Schumacher. Sein Schaffen als Städtebauer und Landesplaner, Tübingen, 1950

Paschen, Joachim (Hg.): Fritz Schumacher. Mein Hamburg. Bilder und Erinnerungen. Hamburg 1994

Posener, Julius (Hg.): Ebenezer Howard. Gartenstädte von morgen. Das Buch und seine Wirkung, Berlin/Frankfurt a.M./Wien 1968

Scarpa, Ludovica : Martin Wagner und Berlin, Architektur und Städtebau in der Weimarer Republik, Braunschweig/Wiesbaden 1986

Schade, Wilhelm: Langenhorn: Vergangenheit und Gegenwart, Hamburg 1979

Schädel, Dieter (Hg.): Hamburger Siedlungen der 20er Jahre noch zukunftsfähig? Hamburg 2007

Schollmeier, Axel: Gartenstädte in Deutschland zu Beginn des 20. Jahrhunderts, Münster 1990

Schubert, Dirk: Hamburger Wohnquartiere. Ein Stadtführer durch 65 Siedlungen, Berlin 2006

Schubert, Dirk: Fritz Schumacher. Pragmatiker, Visionär und konservativer Modernisier. Städtebau und Wohnungsbau in Hamburg 1919-1933. In: Flandziu, Halbjahresschrift für Literatur der Moderne, Jg. 6, Heft 2, 2014 S. 75-76

Schubert, Dirk: Die Gartenstadtidee zwischen reaktionärer Ideologie und pragmatischer Umsetzung. Theodor Fritschs völkische Version der Gartenstadt, Dortmund 2004

Schumacher, Fritz: Hamburgs Wohnungspolitik 1918-1919, ein Beitrag zur Psychologie der Großstadt, Hamburg 1919 (online <http://resolver.sub.uni-hamburg.de/goobi/PPN664410154>)

Schumacher, Fritz: Die Kleinwohnung. Studien zur Wohnungsfrage, Leipzig 1919

Schumacher, Fritz: Stufen des Lebens. Erinnerungen eines Baumeisters, Stuttgart 1949

Schumacher, Fritz: Das Werden einer Wohnstadt, Hamburg 1932, reprint Hamburg 1984

Schumacher, Fritz: Selbstgespräche, Hamburg 1949

Schumacher, Fritz: Vierundzwanzig Wandbilder in Hamburger Staatsbauten, Hamburg 1932

Schumacher, Fritz: Beitrag in „Gartenstadt“ von Januar 1931. Darin eine Diskussion „Was ist eine Großsiedlung und welche Bedeutung hat sie für die Gartenstadtbewegung“

Warnke, Helmut: Der verratene Traum: Langenhorn. Das kurze Leben einer Hamburger Arbeitersiedlung, Hamburg 1983

Wulff, Günter: Chronik der Fritz-Schumacher-Siedlung 1920-1996, Hamburg 1996

Wulff, Günter: Das Werden der Fritz-Schumacher-Siedlung 1919-1921, Hamburg 1986

Uhl, Ottokar (Hg.): Neues Leben in Gartenstädten 1910-1930, Karlsruhe 1983

Merian-Heft Hamburg, März 2011

Ausstellung: Reform der Großstadtkultur. Das Lebenswerk Fritz Schumachers (1869-1947), 18. Juni bis 15. September 2013 in Hamburg

Schriftenreihe der Fritz-Schumacher-Gesellschaft:

Bd. 9: Von der Reformidee Fritz Schumachers zur Wohnstadt der Zukunft, Hamburg 2001

Bd. 11: Leben mit Bauten Fritz Schumachers, Hamburg 2006

Bd. 12: Hamburger Siedlungen der 20er Jahre noch zukunftsfähig, Hamburg 2010.

Namensverzeichnis

Clasen, Georg 5,15,49,66

Barfaut, John 61,79

Bargheer, Eduard 52ff.,61

Behrens, Peter 19

Böse, Johannes 56

Broder Hinrik 67

Brunhöver, Bernd 6

Dettmann, Friedrich 79

Dohna-Poninsky 69

Einstein, Dr. 61

Fabian, Walter 60

Fischer, Manfred F. 83

Fischer-Trachau, Otto 21

Goethe, Wolfgang von 40

Gut, Albert 17

Hahn, Alfred 5,31,44f.

Hart, Heinrich und Julius 70

Hartmann, Kristiana 62,71

Hauptmann, Ivo 56

Heckel, Erich 56

Höger, Fritz 55

Howard, Ebenezer 37,57,69ff.

Hüve, Fritz 55

Janssen, Horst 56

Kampfmeyer, Bernd 70

Kampffmeyer, Hermann 33

Kampffmeyer, Paul 70

Körner, Herbert 6

Köster, Karl 58

Kokoschka, Oskar 56

Krupp, Margarethe 72

Kubin, Alfred 86

Kuöhl, Richard 55

Laß, Jan 55

Lessing, Gottfried 40

Masareel, Franz 56

Metzendorf, Georg 72f.

Möller, Erwin 6

Muthesius, Hermann 70

Pechstein, Max 56

Peters, Otto 17

Pfeil, Elisabeth 36

Rühl, Adele 61

Schade, Wilhelm 27,84

Schmidt, Karl 71

Schneider, Walther 53,61

Schubert, Dirk 6

Schwen, Wilhelm 46

Taut, Bruno 21

Thämer, Otto 52

Wagner, Martin 19

Warnke, Helmut 5,27

Weber, A. Paul 56

Wille, Bruno 70

Wulf, Günter 16

Zütphen, Heinrich von 61

Bildnachweis

S. 10 Knigge

S. 11: Portät Friedrich Ahlers-Hestermann (1883-1973). Es hängt in der Fritz-Schumacher-Schule Langenhorn. Foto aus Schumacher: Mein Hamburg

S. 13 Clasen: Staatssiedlung

S. 14 Langenhorner Rundschau August 2013

S. 16 Ausstellung Schumacher Hamburg 2013

S. 18 Langenhorn Archiv Möller

S. 20 Schumacher: Das Werden

S. 21 Schumacher: Das Werden

S. 24 Aus Reformidee

S. 25 Langenhorn Archiv Möller

S. 26 Knigge

S. 28 Langenhorn Archiv Möller

S. 29 Knigge

S. 29 Wulff: Werden

S. 30 Wulff: Werden

S. 31 Schumacher: Werden

S. 39 Wulf: Werden

S. 49 Clasen: Staatssiedlung

S. 50 Knigge

S. 50 Knigge

S. 51 Jan Vollmer

S. 52 Jan Vollmer

S. 54 Knigge
S. 55 Knigge
S. 61 Knigge
S. 63 Langenhorner Rundschau August 2013
S. 65 Bocklitz
S. 68 Knigge
S. 87-92 Knigge
S. 92 Schollmeier
S. 93 Schollmeier
S. 93 Posener Howard
S. 94 Posener Howard
S. 95 Scarpa, Martin Wagner
S. 96 Wohnungsbaugenossenschaft Gartenstadt Wandsbek e.G.

Kontakt zum Autor: jobst.knigge@t-online.de

